MARIENBOTE



Oktober 1942

INHALT

Seite

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 1 | Oktober 1942 | 11. Jahrgang

Blätter

zum

Zehnten Jahrestag

des

ST. MARIENBOTEN

und zum

Fünfunddreissigsten Jahrestag

der

katholischen Pressearbeit

der

Oblatenpatres

der

St. Marienprovinz

Tenth Anniversary Edition

of

THE MARIENBOTE

and

Thirty-fifth Anniversary

of

Catholic Journalism

by

The Oblate Fathers

of

St. Mary's Province



REGINA, Sask.

Sept. 15th, 1942.

Dear Father Krawitz:

During the past ten years, you and your predecessors have laboured, written and prayed for the spread of good reading matter. No. doubt, the results have not been all that you may have expected. Yet, progress has crowned your efforts to a surprising degree and on this tenth anniversary of the launching of your "Marienbote" I am very happy to add my commendation to that of your friends and, as head of the Diocese of Regina, to thank you for your contribution in helping to bring truth, consolation and courage into the homes and lives of our good people.

Never before was good reading more necessary; never before were our young people more exposed to the contagion of false principles and false idealisms; never before was our christian Way of Life assailed more daringly and more cunningly than at present in the press, on the film and in the places of learning. It is true, we are not suffering from open persecution; our churches are not closed to our people; our children have their Catholic schools; we enjoy freedom of concience—but the very idea of religion is smiled at when not scoffed at; modesty, temperance and chaste living are classified as belonging to a past age; neutral education is glorified as the achievement of our age and worldly success is set up as the standard whereby man's real value is to be measured. Should such ideas prevail, then, what will victory in the present war avail us or those who will come after us?



By all means, Dear Father, continue your great and noble work and in the words of St. Paul I say to you "preach the word; be instant in season and out of season; reprove, entreat, rebuke in all patience and doctrine" less there should come a time when those who should hear the Church turn a deaf ear to Her teachings.

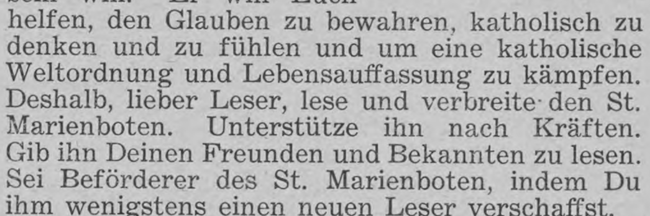
May God enlighten your mind to all truth and fill your heart with His love toward all men.

Sincerely Yours in Our Lord,

P. J. MONAHAN,

Archbishop of Regina.

An die Marienbotenleser



Fünfunddreissig Jahre schon arbeiten die Oblatenpatres der St. Marienprovinz für die Verbreitung unserer hl. Glaubensgüter durch die katholische Presse. Im Jahre 1907 haben sie in Winnipeg mit der Herausgabe der "West-Canada" begonnen. Als diese ihr Erscheinen einstellte, haben sie den "Katholik" redigiert. Und im Jahre 1932 begannen sie mit der Herausgabe des St. Marienboten.

Die Oblatenpatres sind für Euch da, liebe Leser. Durch Wort und Tat suchen sie Euch zu dienen. Als die ersten deutsch- und polnischsprechenden Einwanderer in dieses neue Land kamen, waren weder Gotteshaus noch Priester vorhanden. Ohne Kirche und Priester konnten sie aber nicht leben. Ihr erster Gedanke war deshalb: Wie können wir Priester bekommen, die uns betreuen, die für uns das Erlösungsopfer darbringen und uns die hl. Sakramente spenden? Alsbald kamen ihnen Priester zur Hilfe. Oblatenpatres und Weltgeistliche, Seite an Seite mit den Pionieren, begannen Kirchengemeinden und Kirchendistrikte zu organisieren. Der Anfang war schwer. Das Wort Gottes wurde in armen "Rasen-Kirchen" gepredigt und dort auch das Hl. Messopfer dargebracht. Bald aber begann man neue Kirchen zu bauen. Oblatenpatres zogen von Pfarrei zu Pfarrei und predigten Volksmissionen. Bald entstanden blühende Kolonien.

Das Predigen auf der Kanzel war unseren Patres aber nicht genug. Wie konnten wir unseren Katholiken am allerbesten immer und überall priesterlich beiseite stehn? Es gab nur eine Antwort: Die katholische Presse. So haben denn die Oblatenpatres nach der Feder gegriffen und haben begonnen, Euch katholische Zeitungen zuzuschicken. Vor 35 Jahren die "West-Canada", und seit zehn Jahren den St. Marienboten.

Schauen wir zurück in die vergangenen zehn Marienbotenjahre, dann müssen wir Gott danken für all den Segen, mit dem Er unser Werk begleitet hat. Sehr schwer war der Anfang unseres lieben Boten. Heute aber ist er über ganz Canada verbreitet. Auch in den Vereinigten Staaten und in Süd-Amerika hat er viele Freunde und Leser.

Als Provinzial der Oblatenpatres der St. Marienprovinz freut es mich zu sehen, dass die Mühen unserer Patres im katholischen Pressewerk nicht umsonst waren. Die Zeiten sind düster und trüb, lieber Leser. Unruhig sind die Herzen in dieser gottentfremdeten Welt. Wie können wir uns unsere katholische Gesinnung bewahren, katholisch denken, fühlen und leben, wenn wir keine sicheren Wegweiser und Ratgeber besitzen, die uns führen und leiten? Die Kirche, der lebendige mystische Leib Christi, dessen Glieder wir sind, sie ist uns "der Weg, die Wahrheit und das Leben". Die Kirche aber bedient sich der katholischen Presse. Zur katholischen Presse gehört unser St. Marienbote, der Euch auch Wegweiser, Ratgeber und Führer sein will. Er will Euch helfen, den Glauben zu bewahren, katholisch zu denken und zu fühlen und um eine katholische Weltordnung und Lebensauffassung zu kämpfen. Deshalb, lieber Leser, lese und verbreite den St. Marienboten. Unterstütze ihn nach Kräften. Gib ihn Deinen Freunden und Bekannten zu lesen. Sei Beförderer des St. Marienboten, indem Du ihm wenigstens einen neuen Leser verschaffst.

Der St. Marienbote ist auch Organ des Marianischen Missionsvereins. Zweck dieses Vereins ist aus jedem seiner Mitglieder einen Apostel zu machen, der durch Gebet und Opfer den Glauben zu verbreiten hilft. Jeder kann Missionar werden. Mitglieder des Vereins haben Anteil an allen Gebeten und Opfern, an allen Hl. Messen und Missionsarbeiten des ganzen Oblatenordens. Was für ein Segen für jedes Mitglied. Wie wirksam wird dann die Missionsarbeit des Oblatenordens. An Gottes Segen ist ja alles gelegen. Wie wird Gott die Missionsarbeit segnen, wenn wir uns alle zusammenschaaren in eine überwältigende Armee um Gottes Segen auf unsere Arbeiten herabzuflehen. Werde Mitglied dieses Oblatenvereins und werde Missionar. Jeden Monat wird der St. Marienbote etwas von dem Wirken unserer Missionare erzählen. Dabei kannst Du Dir sagen: Ohne mein Gebet und ohne meine Opfer hätte man diese oder jene Tat vielleicht garnicht tun können.

Von ganzem Herzen wünsche ich dem St. Marienboten und allen seinen Lesern Gottes reichsten Segen. Besonderen Dank allen Patres und Freunden, die an unserem Pressewerk gearbeitet haben. Allen Beförderern und Lesern, ganz besonders aber der hw. Geistlichkeit, herzlichsten Dank für ihr Wohlwollen und ihre Hilfe. Möge der St. Marienbote sich immer weiter entwickeln und immer mehr Leser und Freunde gewinnen. Gebe Gott, dass auch die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins immer zahlreicher werden.

Pater J. Boekenfoehr O.M.I.,

Provinzial, St. Marienprovinz der Oblatenpatres.

Zum elften Jahre

In Zeiten, wie wir sie heute haben, in Zeiten, da das Edle zu versinken droht im Schlamm der Untergründe einer Kultur, deren Geist Korruption ist und Grauen und Schrecken, in solchen Zeiten tut es bitter not, mit aller Kraft, wenn auch mit letzter, sinkender Kraft, das Licht hochzuhalten. Jenes Licht, das von oben kommt und das den in Sturm und Nöten sich windenden Völkern den Weg zur wahren Freiheit weist.

Lichtlos und richtungslos irren Menschen und Völker dahin. Sie geben das nicht zu, denn sie meinen in den Plänen ihrer Weltpolitik ein Licht gefunden zu haben, das die Menschheit unmittelbar vor die Tore der Erlösung stellt. Die nahe Stunde der Befreiung von allen Ketten der Armut und der Lasten wurde prophezeit, und Hand in Hand mit dieser Prophezeiung ging, vernebelt oder mit offenem Feuer und mit offenem Schwert, die Revolution gegen das Christentum. Die Behauptung der Lehre Christi nämlich, einzige welterlösende Macht zu sein, passte nicht hinein in Weltpläne, die sich der Lüge und der Barbarei bedienten und mit "Freiheiten" winkten, die das christliche Moralgesetz verdammt. Deshalb musste sie fort. "Religion erlöst den Menschen nicht von Hunger und Not, und kann deswegen auch nicht welterlösend sein", hiess es. Welterlösend galt nur noch jenes Zeitalter, das grosse Politiker mit kräftigster Posaunen Schall anzukünden begannen und mit lautem Hinweis auf die "Meisterwerke" politischer, wirtschaftlicher und technischer Tatkraft.

Schön und überzeugend klang das alles. Viel überzeugender wirkt aber heute die Brutalität, mit der die Hoffnung auf das nahende goldene Zeitalter in Trümmer geschlagen wurde. Viel überzeugender wirkt heute die wilde Flut des Jammers, der Verwüstung und des Blutes, die sich über uns gestürzt, erbarmungslos niederreissend, was wir und was Jahrzehnte und Jahrhunderte in mühsamer Arbeit erbaut. Wir müssen nämlich sehen, dass alles grosse Tun und Organisieren, dass alles Bauen für "Jahrtausende" und all das Unerhörte, das man besonders während der letzten Vorkriegsjahre erreicht, sich als Meisterwerk neuer, niegekannter Schrecken entpuppt hat. Und dabei ist noch nicht einmal vorauszusehen, wie weit die Stunde noch vor uns liegt, die diesem ins Rasen geratenen Meisterwerk Einhalt gebieten wird. Immer weiter schreitet die Verwüstung. Immer mehr wird es der Tränen. Und mit jedem Tage kommt ein neuer Sturz von Werten, deren Wiederaufbau der Nachkriegszeit Schweiss und Entbehrung kosten wird.

Wenn wir in unseren katholischen Blättern von diesen Dingen schreiben, dann haben wir im Sinn, den Gang der erschütternden Weltgschehnisse in jenem Licht zu zeigen, in dem sie wirklich liegen. Der Krieg mit seiner Verwüstung und Zerstörung von Städten, von Handel, Familien und aller fruchtbaren Arbeit ist nicht die Folge der bösen Taten eines schlechten Nachbarn: Er ist der natürliche Weggenosse eines Zeitalters, das aus antireligiöser und antichristlicher Weltanschauung heraus Politik machte und Wirtschaft trieb. Das ist unser Satz und das ist unsere Meinung, die wir jedem zur Antwort geben, der uns nach unserer Ansicht über Recht und Unrecht der kämpfenden Parteien frägt.

Und wir gehen nicht falsch mit dieser Ansicht. Religion — das ist wahr — drückt uns praktisch kein Stücklein Brot in die Hand, wie es die Wirtschaft tut. Religion hilft aber ihren Bekennern, das viele Brot, das wir auf Erden haben, so zu verteilen, dass jeder seinen Teil davon erhält — was Politik und Wirtschaft nicht getan haben! Christentum und Religion legen Andacht in unser Herz zur Reinheit der Gewissen und der Hände. Sie helfen uns, in die Tiefen der irdischen Lebensräume, die Gesetze jenes Raumes hineinzutragen, wo Lügen und Betrügen, wo Hassen und Rauben als böse Politik behandelt und verworfen wird. Sie schaffen den Menschen, der in Gerechtigkeit sät, in Gerechtigkeit erntet und in Gerechtigkeit verwaltet.

Wie jedem katholischen Blatt, so liegt auch unserem Marienboten, der heute seinen zehnten Geburtstag begeht, die Sorge um die Zukunft am Herzen. Was die kommende Zeit bringen wird, wissen wir nicht. Dessen sind wir uns aber bewusst: Dass nicht nur die Folgen des Krieges, dass aber auch die trotz aller trüben Erfahrung sich immer weiter verbreitenden Schatten des Heidentums und der Gottlosigkeit von keiner guten Zukunft zeugen!

Die Zeit des christlichen Denkens und Handelns in Familie, Staat und Welt anzubahnen ist unser Ziel. Christliches Denken unter das Volk zu bringen, dazu gehört aber mehr als nur eine Druckerei und ein Schriftleiter. Dazu gehören auch die katholischen Laien, die das gedruckte katholische Wort durch Lesergeld und durch Werbung neuer Leser zu verbreiten helfen.

Möge Gott unser Werk segnen und uns allen Erkenntnis und Eifer geben, zu handeln wo zu handeln ist.

Der Schriftleiter.

Die deutsch-canadischen Oblaten und die katholische Presse

Von Pater Peter Habets O.M.I.

Der Marienbote hat mich ersucht, zur Vollendung seines 10. Jahrganges etwas zu berichten über die ersten Bemühungen der Oblatenpatres um eine deutsche katholische Presse im canadischen Westen.

In diesen Tagen, genau gerechnet am 4. September, sind es 35 Jahre geworden, dass die erste Nummer der 'West-Canada' erschien, am 4. September 1907. Mit einer kleinen Veränderung möchte man beinahe singen wie im Volkslied: 'Schier 30 Jahre wärst Du alt, hast manchen Sturm erlebt.' Die 'West-Canada' hat nicht nur Stürme erlebt, sondern ist schliesslich in denselben untergegangen. Die Druckerei jedoch besteht unter anderem Namen. (Canadian Publisher's Ltd.), und veröffentlicht immer noch 4 katholische Wochenblätter in englischer, polnischer und französischer Sprache.

35 Jahre sind eigentlich nicht viel. Aber in unserer schnellebigen Zeit kann da schon manches passieren und vergessen werden und ist tatsächlich vergessen worden. Es hat sich schon einiges geändert in diesen 35 Jahren. An die Probleme, vor denen wir heute mehr oder weniger ratlos stehen, dachte damals kaum ein Mensch. Henry Bourassa war wohl der einzige Mann in Canada, der solche Dinge kommen sah und deshalb ausgelacht wurde. Die Schulfrage die in jenen Jahren das religiöse und politische Leben beherrschte und in manchen Jahren stürmisch aufflackerte,—so von 1905 einige Jahre lang und von 1912 bis in den ersten Weltkrieg hinein-besteht ja auch heute noch.—Aber sie tritt zurück vor anderen Dingen. Es ist ruhiger um sie geworden, sogar etwas ruhiger bei unseren Gegnern. Keine politische Partei wird in unseren Tagen ein so wüstes Spiel damit treiben wie in jenen Jahren. Aber als die West-Canada Publishing Co. gegründet wurde, ging es anders zu. Wieviele wissen heute noch etwas davon?

Es mag die Frage gestellt werden, weshalb die West-Canada in Winnipeg und nicht in Regina erschien. Um jene Zeit war Winnipeg wohl der Platz, der für solch eine Gründung am geeignetsten war. Es bestand daselbst schon 'Der Nord-Westen', die älteste deutsche Zeitung im canadischen Westen. Eine zweite deutsche Zeitung, die 'Germania', erschien als besonderes Organ der konservativen Partei. Auch der 'St.Peters-Bote', den die hochwürdigen Benediktiner-Patres im besonderen Interesse ihrer grossen Kolonie gegründet hatten, wurde anfangs in Winnipeg redigiert und gedruckt.

Regina, die jetztige blühende Hauptstadt Saskatchewans und auch jetzt vielleicht der bedeutendste Platz für das deutsche Leben in Canada, sah damals noch ziemlich bescheiden aus, und seine Zukunft war noch nicht so sicher. An dem zentraler gelegenen Saskatoon hatte es einen ernst zu nehmenden Rivalen im Kampfe um die Ehre und den geschäftlichen Vorteil, entgültig die Hauptstadt der neugegründeten Provinz Saskatchewan zu werden. Es gab damals noch keine abgesonderte deutsche Pfarrei in Regina. Zu einer solchen kam es erst im Jahre 1913. Nebeneinkünfte, die für einen Zeitungsunternehmer so wichtig sind, waren in grösserem Masse nur in Winnipeg zu erwarten. In Regina war wohl der eine oder andere Versuch gemacht worden, eine deutsche Zeitung erscheinen zu lassen. Aber die Blätter sahen von Anfang an kläglich aus und verschwanden schon nach wenigen Monaten oder gar Wochen. Erst Ende 1908 oder Anfang 1909, als die liberale Provinzregierung sich im Sattel fühlte, unternahm dieselbe die Gründung eines deutschen Parteiorgans, des noch heute bestehenden 'Courier's'.

So war es also nicht zu verwundern, dass Pater Cordes O.M.I. in Winnipeg nach der Fertigstellung der St. Joseph's-Kirche und der Verlegung des 'St. Peter's Boten' nach Münster seine Gedanken auf ein deutsches katholisches Presseunternehmen richtete. Im Sommer 1907 entstand die West Canada Publishing Co., und die erste Nummer der neuen Zeitung trägt das Datum des 4. Septembers 1907. In kurzer Zeit übernahm die West Canada Publishing Co. den 'North West Review' die schon jahrelang bestehende katholische Wochenzeitung des Westens in englischer Sprache. Dann kam eine polnische Zeitung hinzu, und einige Jahre später noch ein französisches und ein ruthenisches Blatt. So wurde die West Canada Publishing Co. der Stützpunkt eines grossen Teiles der katholischen Presse im Westen und besteht heute noch. Nur der Name wurde geändert.

Für die deutsche Zeitung selber aber wurde die Lage von Jahr zu Jahr schwieriger und kritischer. Das kam daher, dass sie im Gegensatz zu den anderen Zeitungen des Verlages den

grössten Teil ihrer Leser nicht nur ausserhalb Winnipegs, sondern auch ausserhalb Manitobas suchen musste, und zwar in der Nachbarprovinz Saskatchewan. So viele gemeinsame geschäftliche Interessen, die Prärieprovinzen nun von Natur aus haben: In einem Punkte bestand in jenen Jahren ein ganz unnötiger und unnatürlicher Gegensatz. Und zwar betreffs der katholischen Schulen und in geringerem Masse betreffs anderer Sprachen als der englischen. In Manitoba war schon seit Jahren eine konservative Regierung am Ruder, welche in der Schulfrage den Katholiken und dem nicht englischen Bevölkerungsteil so wohlwollend als möglich gesinnt war. Die liberale Partei dagegen, die im Jahre 1890 den Schulkampf angefangen hatte, versteifte sich immer mehr in der Ablehnung aller Ansprüche der Katholiken. In Saskatchewan nahmen die zwei Parteien die entgegengesetzte Haltung ein. Heutzutage hat sich dieser Gegensatz wohl etwas gemildert, allerdings ohne dass damit den Katholiken geholfen ist. In Manitoba hat noch 1915 eine liberale Regierung trotz massenhaften Polterns im Parlament praktisch an der Lage nichts geändert, und seit mehr als 20 Jahren besteht dort eine mehr oder weniger parteilose Regierung, welche die Schulfrage sorgfältig in Ruhe lässt. In Saskatchewan hat die Anderson-Regierung von 1929 ab in puncto Schulpolitik so ungefähr dasselbe geleistet, was Norris von 1915 ab in Manitoba fertig brachte: Viel Geschrei und wenig Wolle. Und ausserdem in Saskatchewan doppelt soviel Schulden als vorher. Aber in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg war der Gegensatz in punkto Schule sehr scharf. In Alberta mag es in dieser Beziehung immer etwas ruhiger zugegangen sein.

Wenn das nun alles gewesen wäre, so hätte sich eine saubere Grenze noch immer ohne grosse Schwierigkeit ziehen lassen. Aber die Dominion Politik spielte auch da hinein. Von den Parteigruppen, die sich in Ottawa gegenüber standen, liefen Verbindungsfäden zu den Provinz Organisationen hin. Die Gruppen deutscher katholischer Wähler sahen damals in den Köpfen hoher Politiker viel grösser und wichtiger aus als heutzutage. Die deutschen Katholiken waren sich dessen auch bewusst und haben tatsächlich manches geleistet, vor allem in der ersten Provinzwahl von Saskatchewan. Davon wissen wir heute kaum noch etwas.

Was da für Ansprüche von Ottawa, Winnipeg und Regina aus, direkt oder indirekt, auf dem kürzesten Wege oder auf Umwegen und auch von Lesern an die Leitung der 'West Canada' gestellt wurden, liess sich beim besten Willen nicht immer unter einen Hut bringen. Und immer ging es um Saskatchewan. Die Zeitung litt natürlich darunter.

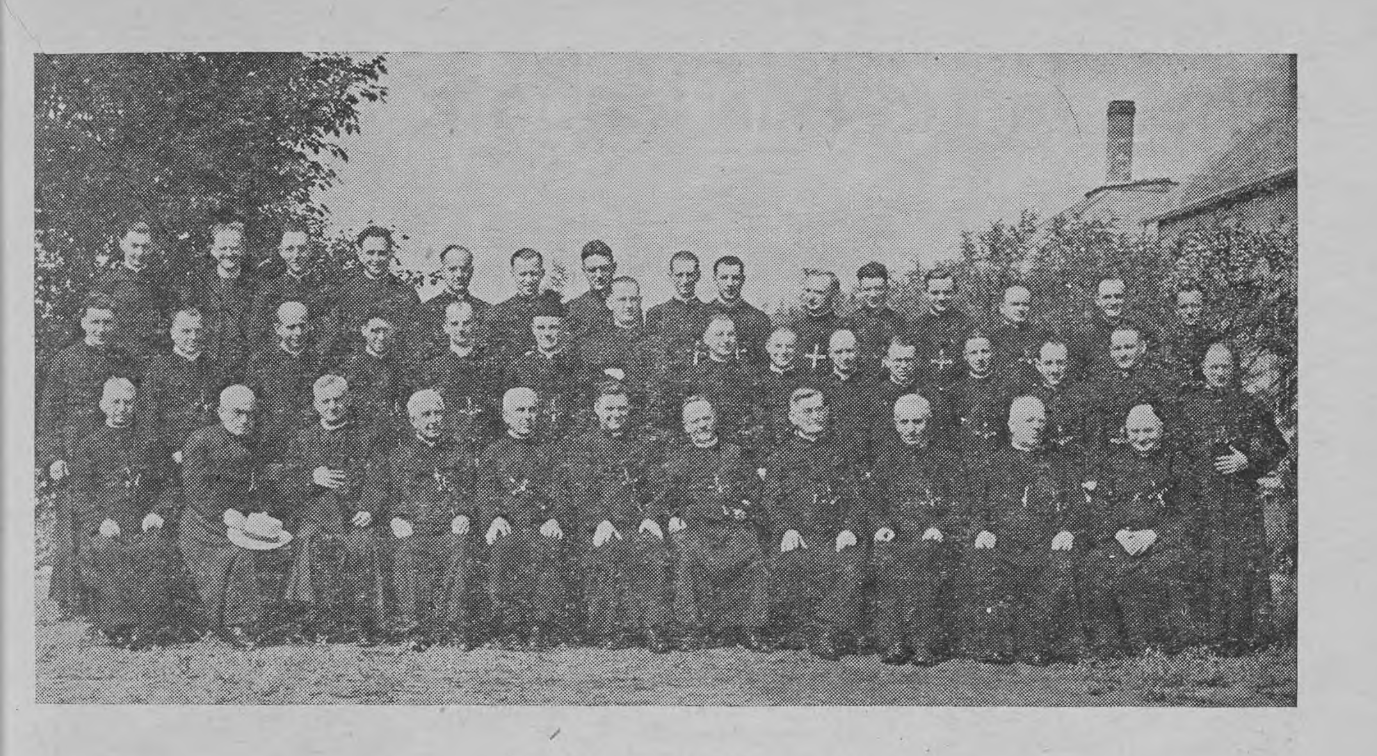
Selbstverständlich musste die 'West Canada' stets Rücksicht nehmen auf die kirchliche Obrigkeit, vor allem auf Erzbischof Langevin von St. Boniface. Auch das ist hier in Saskatchewan verübelt worden, und Erzbischof Langevin als ein dyed-in-the-wool konservativer Parteimann angesehen worden. Ich habe in diesen Tagen das Leben des Erzbischofs Langevin von Pater Morice O.M.I. nochmals sorgfältig durchgesehen. In diesem Buche finden sich genug Beweise dafür, dass Erzbischof Langevin im Schulkampfe kein Parteipolitiker war. Schon in einem Briefe vom 26. März 1889 an Bischof Lafleche von Trois Rivieres schreibt Erzbischof Langevin, man sollte nicht ohne weiteres den Liberalen von Manitoba die Schuld am Schulkampfe in die Schuhe schieben, sondern der Freimaurerei, welche schon 1889 den berüchtigten D'Alton McCarthy, einen Konservativen, nach Manitoba schickte, um gegen die Katholiken zu hetzen, das war sieben Jahre vor 1905 und 14 Jahre vor 1912, in welchen Jahren die Konservativen sich gegen die katholischen Schulen in Saskatchewan und Keewatin drehten.

Andere haben den Erzbischof Langevin getadelt wegen seines beständigen scharfen Auftretens in der Schulfrage. Den Katholiken Saskatchewans sei dieses in aller Deutlichkeit gesagt: Wenn in die Konstitution von Saskatchewan und Alberta etwas aufgenommen wurde zum Schutze der Rechte der Katholiken in der Schule, so ist das 'einzig und allein' — dick unterstrichen — dem unerschrockenen und unablässigen Auftreten Erzbischof Langevin's, seinem ständigen Pochen und Hämmern auf die Rechte der Katholiken, seinen immer wiederholten Vorwürfen und Klagen zu danken. Das hat seine Wirkung getan in Ottawa und bis nach England hin. Das Privy Council in London hat keinen Grund stolz zu sein auf die Rolle, die es in der Manitoba Schulfrage gespielt hat, und es mag sich dessen nachträglich bewusst geworden sein. Es hat nichts getan und formell auch wohl nichts tun können, um seine erste Entscheidung rückgängig zu machen. Aber so viel ich einmal von jemandem hörte, der es wissen konnte, haben die Politiker von Canada einen Wink mit dem Scheunentor erhalten, so etwas weiteres wie die Manitoba Schulfrage wäre in London nicht willkommen.

Nach dem Tode des Erzbischofs Langevin ist es ja ruhiger geworden. Ist es auch besser geworden?

Inzwischen kam der erste Weltkrieg mit seinen Einschränkungen für die deutsche Presse Canadas. Während der ersten Jahre konnten die Zeitungen noch in deutscher Sprache erscheinen. Dann mussten sie in englischer gedruckt werden. Die 'West Canada' hielt das nicht lange aus. Es lohnte sich nicht, im selben Verlage 2 englische Wochenzeitungen erscheinen zu lassen.

Als nach dem Kriege deutsche Zeitungen in Canada wieder erlaubt wurden, liess man auch die



Erste Reihe (von links nach rechts): P.P. E. Nelz, Holdfast, Sask H. Hermes, St. Walburg, Sask. W. Schulte, St. Charles, Man. H. Böning, Leipzig, Sask. L. Gabriel, Southey, Sask. P. Prov. J. Boekenfoehr. P. Grant, U.S.A. K. Groetschel, Reward, Sask. A. Forner, Prelate, Sask. P. Habets, Cosine, Sask. Jos. Schulte, Allan, Sask.

Zweite Reihe: Ph. Engele, Battleford, Sask. A. Schaller, Wilkie. J. Böning, Pierceland, Sask. J. Watchel, Blumenfeld, Sask. L. Calinski, Krydor, Sask. K. Meyer, Salvador, Sask. F. Hermann, Battleford. F. Plischke. St. John, Denzil, Sask. K. Prothman, Carruthers. Th. Schnerch, Regina. P. Rheidt, Revenue, Sask. H. Kelz, Denzil, Sask. G. Walliser, Grosswerder, Sask. J. Walliser, Battleford. J. Fetsch, Lancer, Sask.

Dritte Reihe: J. Hermann, Salvador, Sask. J. Warnke, Battleford. F. DeMong, Liebenthal, Sask. P. Sluga, Handel, Sask. P. Michel, Saskatoon. P. Leibel, Fox Valley, Sask. H. Loran, Good Soil, Sask. Ch. Klein, Melville, Sask. A. Pilikowski, Krydor, Sask. J. Schneider, Mendham, Sask. J. Boser, Dilke, Sask. G. Kukartz, Battleford. E. Rygusiak, Flat Lake, Alta. A. Kosolofski, Scott, Sask. H. Krawitz, Regina.

Auch mit wenigem lebt man glücklich; zu verschmähen den Reichtum ist auch Reichtum; nüchtern-fröhliche Armut machet nüchtern, tapfer und fröhlich.

'West Canada' wieder aufleben. Jedoch der Aufkauf des 'Couriers' in Regina durch katholische Interessenten und die daran geknüpften Erwartungen waren gleichbedeutend mit vollständiger Hoffnungslosigkeit für eine deutsche katholische Zeitung in Winnipeg. Die 'West Canada' ging ein zweitesmal ein, und diesmal für immer.

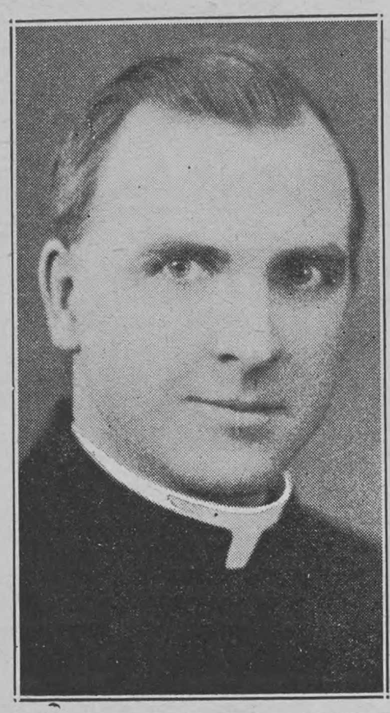
Die deutschen Oblaten beteiligten sich gleich anfangs an der Reorganisation des 'Couriers' sowohl in der Redaktion als auch im Direktorenrate. Am 'Katholik', der während 7 Jahren neben dem 'Courier' alle 14 Tage erschien, arbeiteten sie auch mit, namentlich Pater Joseph Schneider O.M.I.

Die Reorganisation des 'Courier's' in katholischem Sinne war aber nicht so einfach, als die leitenden Männer sich gedacht hatten; schliesslich wurde dieselbe ganz aufgehoben.

Die Oblatenpatres zogen sich zurück und gründeten in Regina ihr eigenes Pressewerk, in dem seit 1932 die Monatsschrift 'Der Marienbote' erscheint.

Zehn Jahre Marienbote

Von P. A. Schaller O.M.I.,
Wilke, Sask.



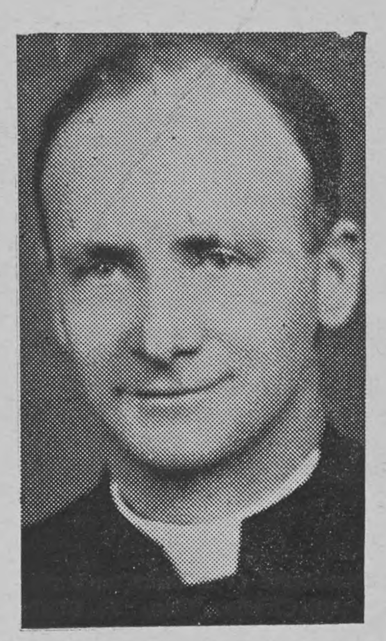
Pater A. Schaller, der Gründer des St. Marienboten.

Nach Eingang der West-Canada und nachdem sich die Oblatenpatres der St. Marienprovinz auch von der Herausgabe der zweiwöchentlichen Schrift "Der Katholik" zurückgezogen hatten, war es eine Weile still um die Pressearbeit der Oblaten von Regina. Diese Stille dauerte aber nicht lange. Im Jahre 1932 schien ein Pfarrblatt für die St. Mariengemeinde zu Regina Notwendigkeit zu werden. Die Pfarrkinder sollten wenigstens einmal im Monat eine gute katholische Zeitschrift in die Hand bekommen und lesen. Die Kanzel schien nicht genügend, allen modernen Anforderungen des religiösen Lebens nachzukommen. Es wurde auch gehofft, dass manchen, die nie den Weg zur Kirche fanden, vielleicht auf diesem Wege das Gewissen aufgerüttelt werde. Nebenbei konnten die Neuigkeiten der Pfarrei, Pläne für die Zukunft, Programme für den nächsten Monat bezüglich des geistigen und des sozialen Lebens der Gemeinde veröffentlicht werden.

Das alles war der erste Zweck der Geburt des Marienboten. Eine andere Ursache seines Entstehens—die zwar anfangs völlig unausgesprochen blieb — war der leise Wunsch, die Pressearbeit der Oblatenpatres der St. Marienprovinz nicht auch mit dem inzwischen eingegangenen "Katoliken" vergraben zu lassen. In der Hoffnung, durch ein kleines Pfarrblatt sich wenigstens bis zum Katholischen monatlichen Familienblatt emporzuarbeiten, wagte man sich an das neue Werk.

Und der Anfang war schwer. Kein Geld war vorhanden und auch keine eigene Presse, in der man den neuen St. Marienboten — das war der Name, den man dem kleinem Pfarrblättlein gab—hätte drucken können. Der Schreiber dieser Zeilen hatte das Glück, die Sorgen um die Entstehung des Blattes auf sich zu nehmen. Auch die Redaktion lag in seinen Händen. Bei der Redigierung bestand aber die Schwierigkeit, dass der neue St. Marienbote sofort in zwei Sprachen sprechen musste, deutsch und englisch. Schreiber dieses verstand damals noch nicht so viel englisch, um sich auch auf dem Papier in dieser Sprache klar und deutlich ausdrücken zu können. Der hochwürdige Pater J. Bökenföhr O.M.I., zur Zeit Provinzial der St. Marienprovinz, nahm ihm diese Sorge vollständig ab indem er die Redaktion des englischen Teiles des St. Marienboten übernahm.

Als diese Redaktionssorgen beseitigt waren und der St. Marienbote soweit war, dass er sich ohne Furcht in deutscher und in englischer Sprache sehen



Pater Th. Schnerch, zur Zeit der Gründung des St. Marienboten Provinzialoberer, half unserem Blatte während der ersten Jahre seines Bestehens durch Rat und Tat voran. Ihm hat der St. Marienbote viel zu verdanken.

lassen konnte, machte sich Schreiber dieses an die Lösung der finanziellen Fragen, von denen ja Glück u. Gedeihen des neuen Blattes vollständig abhingen. Unter den Helfern, die ihm damals opferbereit unter die Arme griffen und ohne die nichts erreicht worden wäre, sind neben den hochw. Patres Thomas Schnerch O.M.I., damals Provinzial der St. Marienprovinz und heute Pfarrer an der St. Marienkirche zu Regina, und J. Bökenföhr O.M.I., heutiger Provinzial, auch Herr Joseph Grudnitski und Herr Anton Ritter, beide aus Regina, zu nennen. (Herr Anton Ritter arbeitet noch für den St. Marienboten. Seiner Grossmut und seiner Anhänglichkeit zum Marienboten ist es zum Teil zu verdanken, dass wir dieses Mal unsern Lesern trotz der schwe-



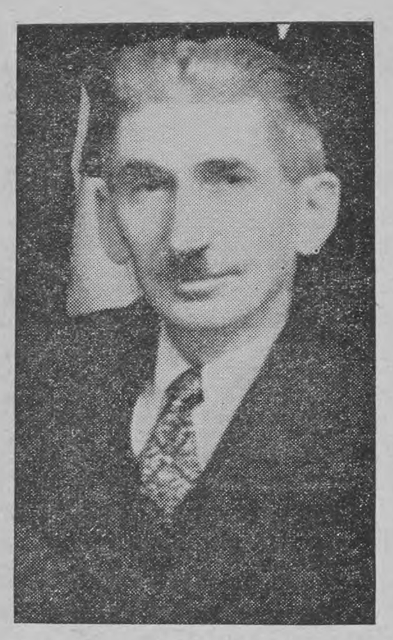
P. Jos. Schneider, einer unserer besten und fleissigsten Mitarbeiter.

ren Zeiten einen grossen Marienboten in die Hand geben können. — Der Schriftltr.)

Klein und unscheinbar kam der St. Marienbote im September 1932 zur Welt. Seine Taufpaten taten aber alles, das Baby zu entwickeln und zum Wachstum zu bringen. Als der St. Marienbote ein Jahr alt war, begann man ernst daran zu denken, es in ein Familienblatt umzuarbeiten, das nicht nur den katholischen Familien der St. Mariengemeinde zu Regina, das aber allen deutschsprechenden Katholiken Canadas kathol. Pressedienst leisten könnte. Man begann den St. Marienboten deshalb von 1933 an in dreitausend Exemplaren zu drucken und auszusenden. Die Aufnahme, die er anfangs fand, war ein wenig kühl. Bald aber, als man den Boten besser kannte, wurde seine Beliebtheit grösser. Heute hat er ein schöne Anzahl beständiger Leser, was wohl genügend davon zeugt, was man von ihm denkt.

Von 1932 bis 1937 wurde der St. Marienbote in fremden Druckereien gedruckt. 1937 gelang es uns, eine eigene Drukkerei in Regina — die Marian Press — zu eröffnen. Mit dem Einzug des St. Marienboten in eine eigene Druckerei ging eine Verwandlung seiner Gestalt Hand in Hand. Er wurde grösser. Fast noch einmal so gross als er es bis dahin war. Pater H. Loran O.M.I., heute Pfarrer in Good Soil, Sask., war es, der in vierjähriger Arbeit — von 1937 bis 1941 — die Marien-Presse so weit ausbaute, dass der St. Marienbote im vergangenen Jahre wieder einmal vergrössert werden konnte.

Heute schauen wir alle mit Stolz und Freuden auf den Entwicklungsgang unseres Blattes zurück. Es hat sich gelohnt, all die Entstehungssorgen und -arbeiten auf sich zu nehmen. Schreiber dieser Zeilen wünscht allen seinen früheren Mithelfern noch einmal für alles zu danken. Auch den Beförderern und den Lesern des St. Marienboten, die jetzt zehn Jahre lang treu zu ihm stehen, möchte er seinen herzlichen Dank aussprechen. Zugleicher Zeit wünscht der Schreiber dieses der jetzigen Leitung des Boten Mut und Gottes Segen, auf dass der St. Marienbote weiter gedeihe und viel dazu beitrage, den Frieden Christi in die unglückliche Menschheit zu bringen.



Herr Anton Ritter, Regina, stand an der Wiege des St. Marienboten. Kein Opfer war und ist ihm heute noch zu gross, wenn es um katholische Pressearbeit geht. Seiner Arbeit und seiner Grossmut, mit der er in besonders schweren Zeiten seine Rechnungen an den St. Marienboten strich, verdankt unser Blatt seine Entwicklung im nicht geringen Masse.



P. Hugo Loran O.M.I. leitete von 1937 bis 1941 unsere Marienpresse und baute sie so weit aus, dass wir den Marienboten im vergangenen Jahre trotz der schweren Zeiten vergrössern und verschönern konnten.

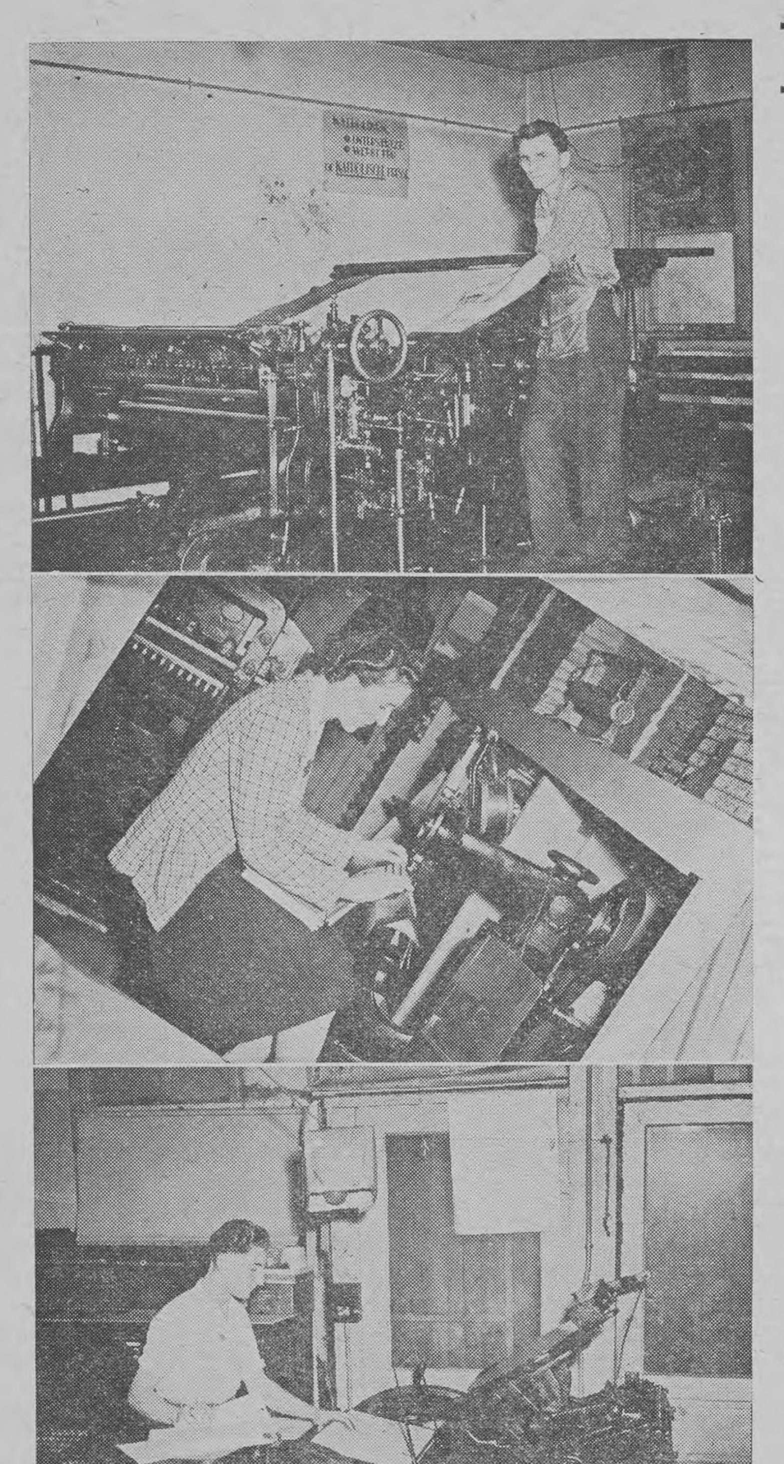
Je gerader der Erdball der Sonne gegenübersteht, desto kräftiger wirkt ihr Strahl. Unsere Aufgabe ist, dem Heilande, unserer Gnadensonne, gegenüber eine stets richtigere Stellung einzunehmen.

G. Werner.

Wie klein ist doch der Mensch, dass ihn die kleinste Kleinigkeit verwunden, das Gewissen beflecken, den Kopf schwindelig machen kann!

J. M. Sailer.

Der Marienbote



Mancher unserer Leser, der uns hier in der Presse besuchen kam, wunderte sich, dass mit der Herstellung des Marienboten so viel Arbeit verbunden ist. Viele stellten sich die Pressearbeit als eine Art Schreibmaschinenarbeit vor. Der Schriftleiter setzt sich an die Maschine, schreibt alles auf, der Drucker druckt es, und fertig ist die Geschichte. So dachte mancher. Wenn er aber sah, wie in einer Presse gesetzt, verbessert, komponiert, gedruckt, gefaltet, geheftet, geschnitten und verpackt wird, wie da die Drucker und die Bindereimädchen ganze Haufen von bedrucktem Papier durch ihre Hände laufen lassen müssen, tagelang auf den Füssen stehend und rastlos arbeitend, wie dann noch der kleine Marienbotenpater seine Aermel aufkrämpelt, sich an die Schneidemaschine stellt und den Marienboten schön gleichschneidet, dann machen sie gewöhnlich ganz andere Augen und beginnen ihr Blatt ganz anders zu betrachten.

Die Geschichte der Entstehung eines jeden Marienboten beginnt am Schreibtisch des Schriftleiters. Dort liegt erstens einmal die Post mit neuen, eingesandten Artikeln, die vom Schriftleiter genau gelesen und durchdacht werden müssen. Mancher dieser Artikel muss zwecks Verbesserung zum

Oben: Joe Kuffner, unser Drucker, steht an der Presse, bereit, mit dem Druck des St. Marienboten zu beginnen.

Mitte: Eva Ritter heftet den gefalteten Marienböten zusammen.

Unten: Jack Schnurr druckt an der kleinen Presse Quittungsbücher für die Marienpresse.

Schreiber zurückgeschickt werden, andere abgelehnt, wieder andere vom Schiftleiter hier und da selbst dem Blatte angepasst werden. Neben den neuen Artikeln liegen die eingesandten Fragen für die "Question Box", die jeden Monat auf Seite 39 unseres Marienboten erscheint. Alle Fragen muss der Schriftleiter genau durchlesen und so deutlich als nur möglich beantworten. Nachdem das alles getan ist, greift der Schriftleiter nach seiner eigenen Feder und beginnt sein "Dies und Das" und andere Artikel zu schreiben. Während er daran arbeitet, schaut er gewöhnlich nach dem Briefträger aus. Des Schusterseppels Schreiben kommt nämlich immer sehr spät, und da der Schusterseppel ein bereits alter Mann ist, lebt der Marienbotenpater in ewiger Angst, dass dieser beliebte Schreiber einmal krank werden und den Marienboten ohne "Schusterseppel" lassen könnte.

Wenn der "Schusterseppel" da ist, dann ist der Schriftleiter auch gewöhnlich mit seinen Artikeln fertig. Jetzt heisst es noch schöne und interessante Geschichten und Erählungen,



Oben: Herr Friedrich Zech, unser Geschäftsmann und geschäftlicher Berater. Seine Aufgabe ist, der Druckerei Druckarbeiten zu besorgen, Preise auszustellen und die Kundschaft zu bedienen. Wir drucken hier nämlich nicht nur den St. Marienboten, aber auch alles, was in jeder anderen Druckerei gedruckt wird. Wir müssen das tun, da die Marienbotendollar allein den St. Marienboten bei weitem nicht bezahlen. Herr Zech muss für Geschäftsarbeit sorgen. Und der Verdienst dieses Geschäftes wird für Arbeitslöhne und für Marienbotenrechnungen gebraucht.

Mitte: Josephine Hoffert, unser Bureaufräulein. Sie hält die Leserliste in Ordnung, versendet den St. Marienboten, führt die Geschäftsbücher und versorgt die Korrespondenz.

Unten: Rosmarie Schanz-Mayer sortiert den Marienboten, hilft beim Versenden und arbeitet sehr oft auch mit der Schreibmaschine.

Gedichte, Sprüche, Belehrungen usw. zu finden, die man in der nächsten Nummer zur Unterhaltung und Erbauung des Lesers drucken lassen könnte.

Wenn das alles zusammengestellt ist, geht man zum Setzer. Der Setzer ist der Mann, der alles, was gedruckt werden soll, auf der sogenannten Setzmaschine abschreibt. Die Setzmaschine sieht wie eine gewaltige Schreibmaschine aus. Sie schreibt aber nicht auf Papier, sondern in Blei. Drückt der Setzer z. B. auf ein "A", dann kommt aus der Maschine ein in Blei gegossenes "A". Schreibt der Setzer auf seiner Maschine den Satz: "Wie der Marienbote fertiggestellt wird", so kommt dieser Satz ganz in Blei gegossen aus der Maschine. Und zwar in einer Zeile, die genau so lang ist wie die Marienbotenzeilen. Jede Zeile des Marienboten ist demnach ein Stück Blei, auf dem die Worte des Satzes gegossen sind. Und zwar so, dass die Buchstaben hervorstehen, und wenn mit Tinte bestrichen, sich auf Papier abdrucken lassen.

Wenn der Setzer all die vielen Zeilen für die vierzig Seiten des Marienboten gesetzt hat, legt er sie schön zusammen, bestreicht sie mit Tinte, legt einen weissen Bogen Papier drauf und drückt dieses Papier mit einer Handwalze gegen das Blei. Zieht er das Papier ab, dann hat er alles abgedruckt, was er gesetzt hat.

Dieser erste Druck geht zurück zum Schriftleiter, der alles genau durchliest, um nachzuschauen, ob der Setzer bei seiner mühsamen Arbeit nicht einen Setz- oder Druckfehler gemacht hat. Die Fehler werden verbessert. Und zwar auf demselben Papier, auf dem der Setzer seinen ersten Abdruck gemacht hat. Der verbesserte Abdruck geht dann wieder zurück zum Setzer, der die Fehler verbessert und alles wieder zum Schriftleiter zurückschickt.

Der Schriftleiter nimmt jetzt eine grosse Schere und schneidet jeden Artikel aus dem Papier des ersten Abdruckes. Dann nimmt er einen alten Marienboten, in den er jeden Artikel, jedes gesetzte Gedicht und jedes gesetzte Sprüchlein auf die Seite und an die Stelle klebt, wo er sie im neuen Marienboten gedruckt haben will.

Wenn er das fertig hat, dann gibt er den so mit neuen Geschichten beklebten alten Marienboten in die Druckerei. Dort wartet schon der Drucker. Vor sich hat er die vielen in Blei gesetzten Marienbotengeschichten stehen. Er nimmt den vom Schriftleiter bearbeiteten und beklebten Marienboten und schaut nach, auf welcher Seite der Schriftleiter die verschiedenen Teile des in Bei gesetzten neuen Marienboten gedruckt haben will. Auf Seite eins z. B. hat der Schriftleiter sein "Dies und Das" geklebt. Auf Seite 4 den neuen Schusterseppel, auf Seite fünf eine Erzählung usw. Der Drucker nimmt also die in Blei gesetzte Schrift und stellt sie genau so zusammen, wie der Schriftleiter die Druckabzüge dieser Bleischrift zusammengesetzt hat.

Hat der Drucker alle vierzig Seiten des Marienboten in Bleischrift zusammengestellt, dann spannt er acht dieser Bleiseiten zusammen in eine Form. Diese Form schiebt er in die Druckmaschine, holt sich das Marienbotenpapier, und fängt an zu drucken. Und zwar acht Seiten auf einmal. Ist er mit diesen ersten acht Seiten fertig, dann nimmt er acht andere Bleiseiten, spannt sie wieder in eine Form, dreht das schon gedruckte Papier um, und beginnt auf der leeren Seite acht weitere Marienbotenseiten zu drucken. Auf einem Bogen Papier hat er also, wenn er damit fertig ist, sechzehn Marienbotenseiten gedruckt.

Sobald der Drucker diese ersten sechzehn Seiten fertig hat und die Druckertinte trocken ist, kommen die Mädchen, die in der Binderei der Presse arbeiten. Diese nehmen das bedruckte Papier und beginnen es zu falten. Jeder bedruckte Papierbogen muss dreimal gefaltet werden, bis er genau so gross ist, wie die einzelnen Marienbotenseiten es sind. Das Papierfalten ist eine gar mühselige Arbeit. Tagelang stehen die Mädchen auf ihren Füssen, mitunter auch der Schriftleiter— und falten einen grossen Bogen nach dem anderen für die lieben Leser.

Ist das Falten fertig, dann werden die gefalteten einzelnen Marienbotenseiten ineinander gelegt und an einer Maschine zusammengeheftet. Jetzt halten die Seiten zusammen. Da sie aber nur gefaltet sind, kann man sie noch nicht öffnen. Sechzehn Seiten sind ja ein zusammenhängender, gefalteter Papierbogen. Deshalb nimmt man den gehefteten Marienboten an die Schneidemaschine, die einen dünnen Streifen Papier vom Kopf, vom Fuss und von der Aufschlagseite des gefalteten und zusammengehefteten Marienboten abschneidet. Und jetzt ist der Marienbote fertig. Jetzt kann man ihn aufschlagen, kann ihn lesen, kann nach dem Schusterseppel suchen. Die Arbeit ist aber noch nicht zuende.

Diese Marienbotennummer ist den

Pionierpriestern

aus den Reihen der

Oblatenpatres und der Weltgeistlichkeit

gewidmet, die unter grössten Opfern die staubigen und die verschneiten Prärien durchzogen, den Seelen und der Ehre Gottes nach. Ihnen verdanken wir die Grundsteinlegung unserer Präriegemeinden. Wir wollen es ihnen nicht vergessen. Besonders nicht, wenn wir beten.

Der Marienbote muss ja doch ausgesandt werden. Die Mädchen nehmen deswegen die sogenannte Adressiermaschine, die auf jeden Marienboten den Namen, die Adresse und das Datum druckt, bis zu welchem der Namenträger seinen Boten bezahlt hat. Dann kommt alles in Postsäcke und wird ausgeschickt.

Das ist so ganz kurz die Entstehungsgeschichte des Marienboten. Sie kostet Arbeit und sie kostet viel Geld. Und was am allerschlimmsten ist: Sie kostet viel Sorgen. Da muss nachgeschaut werden, ob genug Papier und Druckertinte vorhanden ist, und wenn nicht, ob man genügend Geld bei Hand hat, diese Sachen zu kaufen. Da sind die Arbeitslöhne, Steuern, Licht-, Strom- und Mieterechnungen, Maschinenreparaturen, Briefmarken, Fracht und vieles, vieles andere mehr. Alles das muss der Schriftleiter des Marienboten selbst überschauen und im Lauf halten, da er zu gleicher Zeit auch Geschäftsführer ist. Mit Gottvertrauen und ein wenig Arbeitslust geht aber alles. Selbstverständlich, wo viel Arbeit ist, da kann manches auch übersehen werden. Deshalb sollte man nicht gleich missmutig den Kopf schütteln, wenn man bemerkt, dass der "nachlässige" Schriftleiter wieder einmal so und so viele Druckfehler in seinem Blatte durchgehen liess, oder dass er nicht sofort einen Brief beantwortet. Redaktionsarbeit ist schöne Arbeit, sie ist aber auch zu gleicher Zeit eine sehr komplizierte Arbeit. Sie besteht ja nicht nur aus ruhigen Stunden am stillen Schreibtisch: Da ist das ewige



Oben: Das Personal der Marienpresse.

Mitte: Die Druckerei an der Victoria Ave. in Regina, Sask. Vor dem Hause steht unser Geschäftsmann Fred Zech mit den drei Pressemädchen.

Unten: Der St. Marienbote, wie er in 1932-1937, aussah, sein Kleid von 1937 bis 1941, und ganz rechts, unser heutiger vierzigseitenstarker Marienbote.



Herr Alois Simon

Geboren am 8. Oktober 1892 in Neuhof, Russland, kam Herr Alois Simon mit seinen Eltern am 30. Oktober 1902 nach Canada. Seine ersten Schuljahre begann er in Regina. Im Jahre 1904 übersiedelten seine Eltern nach Rouleau, Sask., wo sie sich auf einer Farm niederliessen. Vier Jahre später verliessen sie Rouleau und gingen nach Sedley, Sask. Herr Alois Simon blieb dort mit seinen Eltern bis 1914. Während der zwei folgenden Jahre leitete Herr A. Simon die Friedenthal-Schule. Zwei seiner Schüler aus jener Zeit sind heute Priester. Es sind das der hochw. Herr Seiferling und der hochw. Herr F. Klein. Im Herbst des Jahres 1916 eröffnete Herr A. Simon in Spring Valley, Sask., ein Geschäft. Von dort kam er vier Jahre später nach Regina, wo er ein Notar- und Versicherungsgeschäft eröffnete, das bis heute noch besteht. Viel Geschäftserfahrung hat A. Simon sich während dieser Jahre gesammelt. Sechs Jahre lang stand er mit einer grossen Dampfschiffgesellschaft in geschäftlicher Verbindung, und sein Geschäftsterritorium reichte von Vancouver bis nach Port Arthur.

1925 half Herr Simon den D.K.-G.U. Verein gründen, war erster Sekretär dieses Vereines, später Präsident, und 14 Jahre lang in der Generalverwaltung.

Trotz der schweren Zeiten ist Herr A. Simon vor ein paar Wochen in ein geräumigeres Bureau übersiedelt. Seine Geschäftsadresse ist jetzt 1764 Broad Street, Regina. (Drei Häuser nördlich des Army-Navy Geschäftes).

Wir empfehlen Herrn Alois Simon unseren Lesern als gut katholischen Geschäftsmann. Zu gleicher Zeit wünschen wir ihm auch das Beste in seinem neuen Geschäftslokal.

advt.

Telephon, da sind Geschäftsleute und Leser und Schreiber, die alle den Schriftleiter sprechen wollen, da sind die Drucker, die dieses oder jenes wissen müssen, da ist auch die Geschäftsseite der Druckerei, die jedem Schriftleiter Kopfschmerzen bereitet, da sie nicht immer kann, wie es der Schriftleiter so gerne möchte. Und alles das kostet Störung beim Schreiben, kostet ewige Aufmerksamkeit und ununterbrochene Anspannung.

Wenn aber nur das Werk geht. Wenn nur der Leser zufrieden ist mit dem Blatte und der katholische Schriftleiter sich sagen kann, dass er wieder einmal Licht, Erkenntnis, Begeisterung und Freude ausgeschickt hat nach allen Seiten des Landes, dann ist alles sehr gut belohnt. Nicht gerade ganz sehr gut: Vollständig belohnt ist das Werk erst dann, wenn die Schriftleitung sieht, dass ihre Leser auch pünktlich ihr Lesergeld zahlen und dass sie ihr Verständnis für alle katholische Pressearbeit durch die Werbung neuer Leser beweisen.

Zehn Jahre lang dient unser Marienbote jetzt unseren deutschsprechenden Katholiken. Hoffen wir, dass er noch recht lange am Leben bleibt. Der Schriftleiter träumt wieder einmal von einem noch grösseren und noch schöneren Marienboten. Hätte er das Geld, er würde heute noch damit anfangen. Etwas schöner muss unser Marienbote noch werden, darüber besteht kein Zweifel. Schönere Bilder muss er vor allen Dingen bekommen. Leider kostet jedes gedruckte Bild sehr viel Geld. Die Schwarzdruckbilder, die während der letzten zwei Jahre im Marienboten erschienen, waren bis jetzt das einzige, was wir unseren Lesern bieten konnten. Andere Bilder, wie Photographien, Malereien usw. abzudrucken, ist uns heute noch des lieben Geldes wegen unmöglich. Schwarzdruckbilder konnten wir drucken, weil sie uns fast garnichts kosten. Der hochw. Pater Werner Merx O.M.I., Assistent an der Mariengemeinde zu Regina, macht sie uns. Er schneidet sie mit besonderen Messern in Linoleumstücke, wir nageln das Linoleumstück auf ein Stück Holz und drucken es ab. Es ist selbstverständlich, dass nicht jeder solch ein Bild fertig bringen kann. Solch eine Arbeit kann nur ein Maler und Schnitzer verfertigen. Und das ist unser hochw. Pater Merx.

Zum Schluss noch ein Wort des alten Schillers: "Frisch, Gesellen, seit zur Hand, soll das Werk den Meister loben. Doch der Segen kommt von oben." Betrachten wir alle den Marienboten als unser gemeinsames Werk, an das jeder frisch Hand anlegen muss. Presse und Schriftleitung durch Herstellung eines schönen Blattes, der Leser durch aufmerksames Lesen, durch pünktliches Zahlen und durch Verbreitung seines Marienboten. Auf diese Weise würde sich der Marienbote entwickeln zum Lob seiner Meister, das heisst seiner Leitung und seiner ihn unterstützenden Leser. Der Segen aber kommt von oben. Beten wir zu Gott um Segen für unser Werk, und segnet Gott unser Werk und unseren Fleiss, dann muss das Werk gedeihen.

Abend auf dem Erntefeld

Der Tag versinkt in Glanz und Glut,
Die Grille geigt den letzten Reim,
Die müde Hand des Schnitters ruht,
Er trägt die blanke Sense heim.

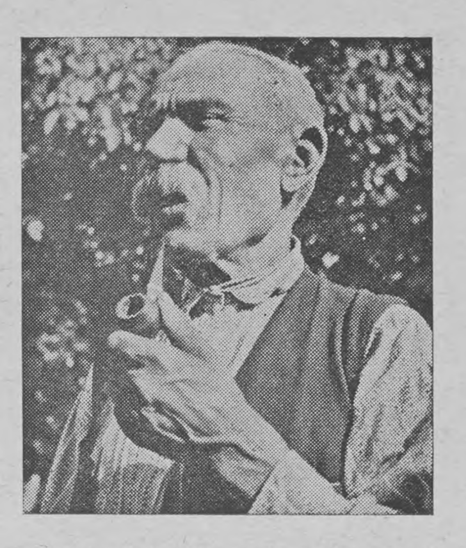
Nur eine Lerche jubiliert
Noch in der goldnen Abendluft,
Wie eine Saite, die vibriert. —
Der Bergwald träumt im Silberduft.

Gebunden stehn in Reih und Glied
Die Garben auf den Feldern nun,
Und bei der Lerche letztem Lied
Will auch die müde Erde ruhn.

Das Land, ein einziger Altar,
An goldnen Aehren überreich,
Bringt opfernd sich dem Höchsten dar. —
Die Dämmrung schreitet schleierweich . . .

Josefine Moos.

VOM Schusterseppel



Liebe Leser und Leserinnen.

Heit solle mir alle celebrate, vonwege weil der Mariabot Geburtschtog hobe tut. Ich hab in meine jiengere Johre den Stoffer Michel gekennt, was weller Stoffer Michel zu die Leit verzählt hot, wie desch er zu die Musikante zug'here tut. Und weil er zu sie zug'hert hot, aus soller Ursoch hot er's auch getriebe wie die Musikante. Allemol wenn ein exitement losgonge is, is der Michel auch exited worde. Ober ihr derft's net denke, wie dass er mit die Musikinstrumente sein exitement g'zeigt hot. Ne, der Michel hot kein Blasinstrument net geblose. Glasinstrument hot er geblose, was welle Glasinstrument Gläsel gewest sein mit Bier und mit homebrew.

Leit, mit solle Art und Weis wolle mir net den Geburtstog von unsren Mariabot celebrate. Ich tu eich soge, desch mir als gude Christe nix net zu schoffe hobe mit die Glasmusikante. Ofkors mir solle keine von die Pharisäische net sein was gleich Seifer schiempfe tue, wenn sie ein guden Mann in alle Ehre ein Glasel Bier trinke sehe. Aeniway, beim Mariabot sein Geburtschtog tut desch Trinke gor kein question net sein. Ich tu soge und ich tu die Anfrog an eich stelle: Solle mir dem Mariabot kein present net moche? Eigenlob tut schtinke, hot mir mein Voter iemmer verzählt. Ober ich will mich net lobe, ich will eich nur eimol soge, wie desch ich practaise tu was ich die anre Leit anrot. Und aus soller Ursach kennt's ihr alle erfohre und zur Kenntnis nehme, wie desch ich fienf Dollar zu den Mariabotpoter g'schickt hob. Ich hob ein Postal Note gekauft und hob druf geschriebe die Addresse von die Marian Press. Und nochher hob ich dem Poter ein Briefel zug'schickt, in was wellem Briefel ich dem Poter explained hob, wie desch die fienf Dollar fier den Mariabot sein Geburtschtog sein.

Die Zeite sein net gut, solles tu ich arg gut wiesse. Ober allzumol sein sie fier uns, was uf der Farm hucke tue, net so bad. Mir hen schon ein Dollar, was mir fier den Mariabot uffspore könne. Ihr sollt's net meine, desch soller Poter, was den Mariabot schreibe tut, von all seine Leser fienf Dollar expecte tut. Ne, solles hot er mir net verzählt, wie ich bei ihm g'west bin. Ober er hot mir g'sogt: "Seppel", hot er g'sogt, "ich tät mich fiess freie, wenn die Leser vom Mariabot diesen Herbscht alle ihren Mariabotdollar bezohle wollte. Und ich tät mich noch viel fiesser freie, wenn die Mariabotleser noch jeder einen neien Mariabotleser finne tät."

Solles hot der Poter g'sogt. Ich ober, ich kenn mich uf den Poter aus. Allemol, wenn ich ihn b'suche geh, tu ich auch mit die Bube und mit die Madle, was beim Mariabot orbeite, rumhocke und verzähle. Und die hen mir verrote, wie desch der Poter net gut ab is mit das Geld, mit was welles Geld er die bills vom Marianbot bezohle muss. Ich will nix darieber rede, vonwege weil der Poter solles net gleiche tut. Ober Leit: Machts dem Mariabot ein Freid und tut's eiren Mariabotdollar h'nufschiecke uf Regina. Und tut's eire Nochbars anspreche vonwege neie Leser. Und wer's erfordre kann, soller kann noch ein Extradollar h'nufschiecke.

Liebe Leser und Leserinnen, ich muss eich soge und zu wiesse gebe, desch mir net arg zu viel Gudes uf diese Welt hobe. Ich hob desch ausgefunne, wie ich Nachbor zum Baringer Peter g'west bin. Soller Baringer Peter is einer von die Glasmusikante g'west, von was welle ich heit gesproche und explained hob. Ober desch miesst'er wiesse: Nur wenn der Peter in fremde Leit ihre Häuser g'west is, nur sollermole hot er geakted wie einer von die Glastrompeter. Auch in dene beerstores hot er in die Glasel geblose und aus seinen Maul fluchtige Werter geblose, desch alle Leit gedenkt hen, wie desch der Peter doch ein Mann sein tut, was nix net ferchte tut.

Daham ober, in seiner Stuben, do hot jemand anners die erschte Trompet geblose, und desch wor sein Weib, die Franziska. Bei die hot der Peter sein Maul net uffgeriesse. Ne, do hot er's zugeholle, denn die Franziska, die hätt ihn schon g'zeigt, wer dass der boss im Haus is.

Nun muss ich eich noch soge, dass die Franziska sich fier eine von die society geholle hot. Sie und ihr Mann sein gut abgewest. Und die Franziska hot auch was von die hechere Bildung verstanne, vonwege weil sie viel von die true stories gelest hot. Dorten hot sie gestudiert, wosch Lieb sein tut und wie desch die Leit von die society lebe solle.

Einmol hob ich ieber sie gesproche: "Um Himmelswille, Franziska, wosch tuscht denn iemmer die true stories lese? Dorten kannst nix Gudes net finne. Wosch tuscht kein katholisches Blatt net zohle und studiere?"

"Mir hen kein Geld net fier solle Sache. Do isch allemol was zu zohle. Und von wege die true stories braucht's ihr eich gornet zu bodre. Die sein gut und bei diese harte Zeite muss doch der Mensch eine Freid hobe."

Der Peter, was solles g'hert hot, hot auch gleich g'sogt:

"Mir kenne kein Geld net uffbringe fier noch eine Zeitung, Seppel, mir hen grod g'nug zu zohle so wie mir sein."

Verzehn Täg später hen ich die Franziska und den Peter in der Stadt beim dentist gemiet. Die Franziska is mit dem Peter zum dentist ins office gange, wo ich grod g'huckt hob. Der Peter hot mich grod gedauert. Gezietret hot er wie ein Bub, was der Voter verschloge will. Ober die Franziska, die hot uf den Peter fiess gewotscht und ich hob's g'sehe, wie gern desch der Peter fortspringe tät.

Wie mir alle drei beim dentist im office ge'huckt hobe, do is der dentist komme und hot g'frogt, was mir denn hobe mechte. Do is die Franziska uffgestanne, hot sich und den Peter geintroduced, wie sie dass sie desch in true stories gelese hot, und nocher hot sie g'sogt:

"Dem Peter sein Maul tut's uffixe, Mister."

"Wosch isch denn mit sein Maul?" hot der dentist geantwort, was ein Mann wor, was mächtig g'west is zu die deitsche Sproch und auch fiess grob wie einer von die Unteroffiziere.

"Dem Peter seine Zähn will ich nei hobe. Seine Zähn sein gelb und zu nix gut als zum Biertrinke. Tut's ihm die Zähn raureisse und neie gebe. Ober tut's ihm gude Zähne gebe und solle, was gut lucke tue. Ich hob's Geld und ich tu cash zohle," hot die Franziska grod wie ein lady gesproche. Der Peter ober hot's wieder mit das Ziettre zu schoffe bekomme und hot g'schaut, ob er kein chance net hobe tut h'nauszuspringe.

Ober der dentist hot ihn am Arm g'nomme und hot g'sogt: "Geht's do herein, Mann, und lasst's mich mal schaue."

So hot der dentist denn Peter uff sein Doktorzimmer g'nomme. Die Franziska is mit h'neingange. Den Peter hot der dentist uff den Dentiststuhl h'nufhucke heisse. Und wie er dorten g'huckt hot, do hen ihm die Zähn geklappret, desch es einen grod erborme wollt.

"Reisst's eier Maul uf, ihr Dunnerwetter," hot der dentist ieber den ängschtiegen Peter geschriee, "meint's ihr, ihr seid aus Glas?"

Und wie der Peter sein Maul uffgeriesse hot und der dentist h'neing'schaut hot, do hot er g'sogt:

"Der breicht keine neie Zähne net. Seine sein gut. Die sein nur schmutzig."

Ober wie er desch g'sogt hot, do is die Franziska wietieg worde und hot den dentist ieberschiempft, wie ob er denn net wiesse tät, desch er mit eine Frau zu schoffe hot, was wiesse tut, wos fier ihren Mann gut is.

Und so hen sie denn gesproche und zurieckgesproche, bis dass der dentist es leidig worde is und jo g'sogt hot.

Ein poor Täg druff hot er dem Peter seine Zähne ausgeriesse und hot im neie ins Maul gebe.

Jetzten wor der Peter stolz wie turquey. Wo er hin komme is, hot er seine neie Zähn g'zeigt, besundersch in die beerstores, wo viele von seine Freind grod grieneigig uf solle Zähn wore. Und die Franziska, die hot ieberoll herumverzählt, wie desch der Peter neie Zähn hobe tut, vonwege weil desch schener auslucke tut und weil er und seine Familie zu die bessere Leit zugehere tue.

Eimol hot der Peter wieder in einer holl g'huckt, in was weller holl die Mannsleit fiess getrunke hobe. Die Zeit is schon uf elf Uhr zugange, do isch der Peter fertig g'west. Nix hot er net mehr stände könne und seine Fiess sein grod schlammprig worde. Do hot er uffstehe miesse, vonwege das Hamgehe. Wie er aus der holl uf die street komme is, da uf einmal is desch Bier und das supper in seinen Moge hochkomme und zum Maul raus. Wie solles vorieber g'west is, hot der Peter besser gefiehlt und is schnell ham gange. Er hot ober net gewiesst, wie desch ihm auch seine neie Zähne aus'm Maul gefolle wore.

Wie er ham komme is, do hot er die Franziska fiess wietieg rumspringe sehe.

"Da kommscht, du Liedrieger. Den gonze Nochmittog tu ich uf dich wotsche und jetzten kommst ham, wo es schon ganz fienster worde is. Do isch die bill vom dentist. 182.00 Dollar tut der wolle. Und kein Geld is im Haus net. Die Ernt verholget, kein Futer net fiers Viech, das hospital zu zohle von wege dem Georg sein appendix, die tax und die neie Maschine, und hier noch 182.00 Dollar fier deine Zähn."

"Franziska," hot der Peter spreche wolle. Ober es hot gornet gut gesaund, vonwege weil er keine Zähne net g'hat hot. Die Franziska hot's gleich ieberhert, was los is. Gesprunge is sie uf den Peter wie wietieg, hot ihm's Maul uffgeriesse und hot geschriee:

"Heilige Gerechtigkeit, wo sein die Zähn? G'soffe hoscht? Mich tust net anluge, ich tu's smelle, du Seifer du verliedriegter. Hoscht die Zähn versoffe? Wo sein sie? Wem hoscht sie gebe?"

Ober der orme Peter konnt sich an nix mehr erienere. Und weil er nix gewiesst hot, aus soller Ursach hot die Franziska ihn g'nomme und is mit ihm h'nieber in die holl. Dorten hot sie ieber die Männer geschiempft und hot mit die Polizei gedroht, wenn die Zähne net zurieckkomme. Die Mannsleit ober hen der Franziska g'sogt, wie dass sie nur h'nausgehe soll. Dorten is der Peter gestanne, maybe, desch er sie dort verlore hot.

Die Franziska is wieder h'naus mit ihren Peter. Und wie der Peter h'nauskomme is, do hot er sich erienret, wo desch seine Zähne sein könne. Er hot sich umg'schaut, und uf einmol gerufe: "Do sein sie," hot sie vom Bode uffgehobe, und so wie sie gewest sein, ins Maul zurieckgeschobe.

Nochher is es noch schliemmer komme. Die Franziska hot nämlich die Zähn net zohle könne vonwege die schlechte Ernt und die viele Maschine, wosch die "bessere Leit," zu was welle bessere Leit die Franziska sich zugezählt hot, besietze miesse.

So is es komme, liebe Leser und Leserinnen. True stories hot sie gelese und kein Geld net g'hat fir die katholische Zeitung. In die true stories hot sie gelese, wie desch die grosse und bessere Leit lebe solle. In die katholische Zeitunge hätt sie ausgefunne, desch mir alle spore und net stolz sein solle und auch net hochmietieg. Ober die Franziska hot die true stories besser gegliche. Und so hot sie denn lebe wolle wie die Leit in die true stories, hot Geld gespend, parties g'mocht, zu keine arme Leit net geret—und nochher, wie die Zeit schlecht worde is und die bills komme sein, nochher hot sie's nimmer schoffe könne. Nochher is sie und ihr Peter arm worde, und ihre Kinner hen leide miesse vonwege die true stories, was ihre Mutter g'lese hot.

Liebe Leser und Leserinnen. Holte mir's net mit die true stories, ober mit die katholische Zeitung. Holte mir's mit den Mariabot, was uns belehre tut in seine stories und in seine viele anre Zeile, wie desch ein armer, ober ein guder und ein rechter Mannsleit oder Weibsleit iemmer am beschte ab is.

So tut's eiren Mariabot zohle, tut's neie Leser finne, und tut's dem Poter schreibe, wie desch ihr den Mariabot gleiche tut. Der Poter, solles tu ich wiesse, werd mir auch verzähle, wer dass dem Mariabot ein Geburtstagpresent g'schieckt hot.

Mit solle Wort griesst eich,

DER SCHUSTERSEPPEL.

Das beste Mittel, jeden Tag gut zu beginnen, ist: beim Erwachen daran zu denken, ob man nicht wenigstens einen Menschen an diesem Tage eine Freude machen könnte.

Brich den Hungrigen dein Brot, Arme und Herberglose führ' in dein Haus; wenn du einen Nackten siehst, kleide ihn und verachte dein Fleisch (deinen Mitmenschen) nicht. Dann wird dein Licht hervorgehen wie der Morgen, dann wirst du rufen und der Herr anworten: "Sieh', da bin ich!" Wenn du entfernt hast aus deiner Mitte die Kette, aufgehört mit den Fingern zu zeigen und Unnützes zu reden, wenn du dem Hungrigen reichlich gegeben, was dir selbst gelüstete, und die Seele des Bekümemrten gesättigt, — dann geht dir in der Finsternis ein Licht auf, und dein Dunkel wird sein wie der Mittag.

Jesaias 58, 7—9.

Sinnsprüche

Wo man "Vater" und "Mutter" spricht, da hört man die freundlichsten Namen.

Lieben Kindern gibt man viele Namen.

Eine Mühle, die nicht umgeht, ein Backofen, der nicht heiss ist, und eine Mutter, die nicht gerne daheim ist, sind unwert.

Der Kirche den Bann, der Obrigkeit das Schwert, den Eltern die Rut'.

Gut verloren, nichts verloren, Mut verloren, halb verloren, Ehre verloren, alles verloren.

Gott, Eltern und Lehrmeistern kann man gleiches nicht vergelten.

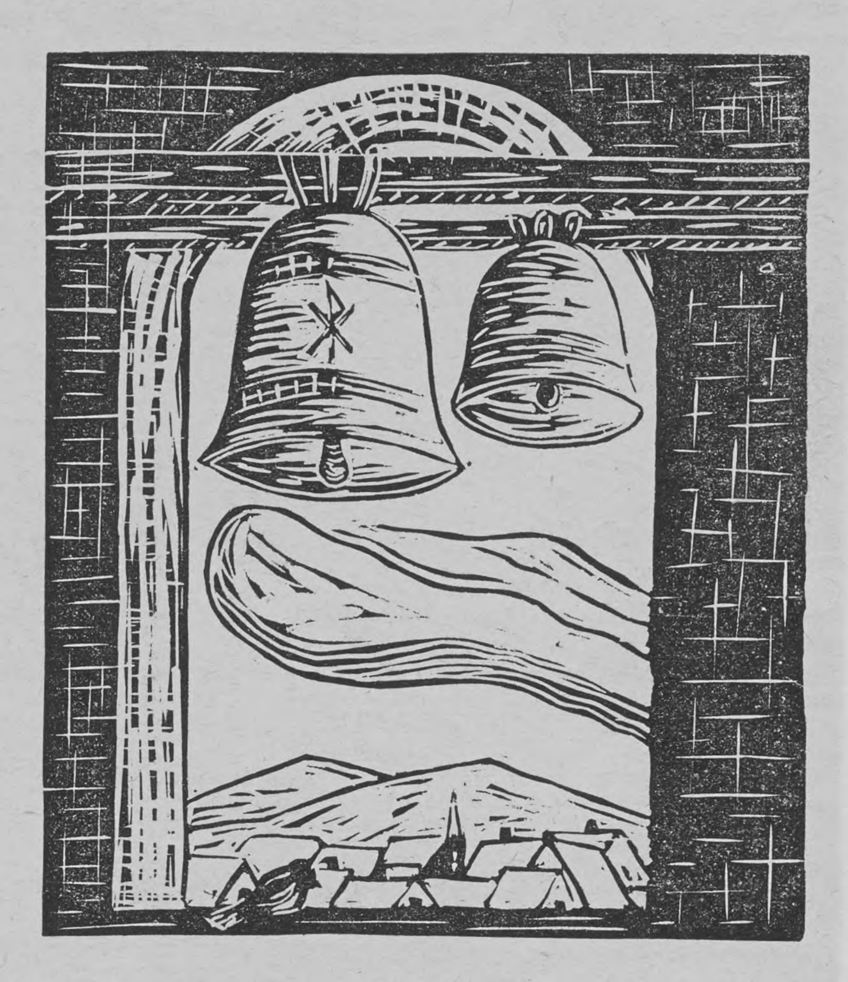
Die Glocken von Sankt Rochus

Erzählung von Wolfgang Kemter

1.

In einem engen, kleinen Bergtale lag an der Stelle, wo es am breitesten war, das Bergdörfchen Sankt Rochus, an der das Tal durchströmenden, schäumenden Ache, die von den Fernen kam. Die freundlichen und sauberen Bauernhäuser drängten sich wie Schutz suchend um die Kirche mit dem spitzen, grünen Turme, der inmitten des Friedhofes stand. Früher war das Dorf sehr arm gewesen, der dann aber während der Sommermonate einsetzende Fremdenverkehr hatte im Laufe der Jahre den Bewohnern zu einem bescheidenen Wohlstande verholfen. Aus den einst so schlichten Gasthäusern waren durch Zubauten recht hübsche Fremdengasthöfe geworden, die aber trotzdem im Sommer oft nicht alle Fremden beherbergen konnten. So hatten dann auch die Bauern ihre Häuser verschönert, Zimmer eingerichtet und eingebaut, die sie den Gasthofbesitzern überliessen und dafür eine ansehnliche Miete einnahmen.

Neben der Kirche stand der hellgeschindelte Pfarrhof mit seinen grünen Läden . . .



Es war ein warmer Aprilabend. In seinem Gärtchen war der alte Pfarrer damit beschäftigt, die vielen Rosenstöcke, die den Winter über unter Tannreisig vor der grimmen Kälte des Bergwinters geschützt waren, wieder aufzubinden. Mit grosser Genugtuung sah der alte Herr, dass seine Lieblinge alle gut überwintert hatten und kein einziges erfroren war.

In seiner Tätigkeit wurde er durch einen energischen Schritt gestört, der auf dem Gartenwege hörbar ward. Sich umwendend stand er einem etwa fünfzigjährigen, breitschultrigen Manne gegenüber, in dessen schwarzes Haar und Vollbart sich schon leise Silberfäden mischten.

"Guten Abend, Herr Pfarrer!"

"Ei grüss Gott, Herr Vorsteher, steht was zu Diensten?"

"Herr Pfarrer, heute habe ich in der Stadt draussen von Dr. Ritter, bei dem ich in einer Mündelsache zu tun hatte und der, wie Sie wissen, den Franz Haller vertritt, erfahren, dass der Staudacher den Prozess mit Franz Haller nun auch, wie es vorauszusehen war, in zweiter Intanz verloren hat. Dr. Ritter legte mir nahe, auf Gotthold Staudacher einzuwirken, dass er nicht etwa die Sache noch weitergehen lasse. Es sind bis heute schon sehr grosse Kosten erwachsen und sie werden sich natürlich noch weiter vermehren. Nun ich kenne Gottholds Dickschädel, seinen Eigensinn und Trotz. Ich richte nichts bei ihm aus, da ich um elf Jahre jünger bin und er es mir im Innersten nie verzeihen hat können, dass man mich zum Vorsteher gewählt hat und nicht ihn. Ich dachte mir aber, Sie, Herr Pfarrer, hätten doch einigen Einfluss auf ihn. Bitte, versuchen Sie es, ihn von diesem Wahnsinn abzuhalten, es kann ihm ein gut Stück seines Vermögens kosten."

"Herr Vorsteher, gerne werde ich es noch einmal versuchen, es ist ja nicht das erstemal. Ich habe den Staudacher nie begrif-

fen, dass er diesen, schier mutwilligen Prozess angefangen hat. Katharina Hallers Testament war unanfechtbar. Trotzdem hat Gotthold Staudacher auf Ungültigkeit des Testamentes geklagt, weil seine Tante bei der Abfassung nicht mehr bei klarem Bewusstsein gewesen sei. Aber alle Zeugen, Sie, Herr Vorsteher, der Herr Lehrer und ich konnten unter Eid nur das eine sagen, Katharina Haller war weder geistesgestört noch geistesverwirrt, als sie in unserer Gegenwart ihren letzten Willen kund gab."

"So ist es, Herr Pfarrer. Aber Gotthold ist ein habsüchtiger Mann. Er konnte es nicht verwinden, dass die Schwester seiner Mutter den schönen und wertvollen Wald auf der Reute nicht ihm, sondern dem Sohne ihres Bruders, dem Hallerbauern, vermachte. Er sprach von Erbschleicherei, die er sich nicht gefallen lasse, und war von dort ab Franz Hallers Todfeind, dem er zu schaden trachtete, wo er nur konnte. Mir tun die beiden jungen Leute leid."

Der Pfarrer sah den Vorsteher fragend an.

"Sie wissen es noch nicht, Herr Pfarrer. Die blonde Tina, die einer Schwester der Frau Staudacher gehörte und dann von deren Mann, als das Kind nach dem frühen Tode seiner Eltern Waise geworden war, für eigen angenommen wurde, was er freilich nie hat bereuen müssen, da ihm das brave Mädchen seit dem Tode seiner Frau den Haushalt führt, wie ihn keine besser führen könnte, diese Tina und der Haller Toni sehen sich schon lange gern. Sie können sich denken, wie es den beiden war, als Gottholds Verkehr mit den Hallerischen abbrach."

"O!" rief der alte Herr, "das tut mir aber recht leid! Das sind zwei prächtige Menschen, der Toni und die Tina, arbeitsam und solid, das gäbe ein nettes Paar. Hoffentlich wird sich der Starrsinn Gotthold Staudachers brechen lassen. Ich werde mein möglichstes tun und ihm heute

Hebe Dir diesen Marienboten gut auf. Er erzählt Dir längst vergessene Geschichten. Geschichten, die Du vielleicht mitgmacht hast. Und auf diesen Bildern findest Du so manchen Deiner früheren Priester, den Du vielleicht lange, lange nicht mehr gesehen.

noch zureden, da ich sowieso noch zu ihm hinauf muss in seiner Eigenschaft als Kassierer des Glockenausschlusses. Und damit, Herr Vorsteher, wollen wir von etwas besserem reden. Heute habe ich eine grosse Freude gehabt."

"Darf man wissen, Herr Pfarrer?"

"Durch die Bank in der Stadt wurden mir vierhundert Dollar für unsere Glocken übersandt. Das sind etwa zweitausendachthundert Schilling."

"Das ist schön! Wissen Sie, Herr Pfarrer, woher das Geld kommt?"

"Auch das. Die Spende kommt von den Brüdern Johannes und Pankraz Dorner, den Söhnen unseres ehemaligen Hirschenwirtes, die ja in Ihrem Alter stehen dürften. Sie haben drüben in Boston ein grosses Wäschegeschäft und es scheint Ihnen sehr gut zu gehen. Von Verwandten hatten sie gehört, dass ihr kleines Heimatdörfchen in den fernen Alpen schon längere Zeit sammle, um die im Kriege abgelieferten Glocken durch neue zu ersetzen. Da wollten sie auch als alte Sankt Rochuser ihr Scherflein beitragen."

"Das ist brav, Herr Pfarrer! Wenn Sie den beiden schreiben, bitte, fügen Sie auch einen Dank von mir als Vorsteher und einen Gruss als Schulkamerad bei."

"Werde ich gerne tun. Herr Vorsteher, mit dieser grossen Spende tritt nun unsere Glokkensache in ein entscheidendes Stadium. Ich werde den Glokkenausschuss für Sonntag Mittag zu einer kleinen Besprechung zu mir laden, dann können wir an die Bestellung gehen. Wie Sie wissen, besteht heute schon eine Vereinbarung mit der Glockengiesserfirma, der zufolge die Glocken am Tage nach der feierlichen Weihe zu bezahlen sind. Bis zu diesem Tage aber wird der Glockenfond die Höhe des für die drei Glocken vereinbarten Preises erreicht haben. Und so werden wir in Sankt Rochus bald wieder eine Glockenweihe haben. Ich bin dem Herrgott dankbar, dass er mich diesen Tag nun noch ein zweitesmal erleben lässt.

Als ich genau vor vierzig Jahren als Dreissigjähriger nach Sankt Rochus kam, da hing nur ein kleines, armseliges, einziges Glöcklein im Turme. Das Dorf war damals arm und konnte sich den Luxus eines schöneren Geläutes nicht leisten. Ein Jahr darauf hat dann der Grossindustrielle Mehrhart unsere grosse Jagd gepachtet und aus Freude darüber dem Dorfe grossmütig drei schöne Glocken geschenkt. Es war ein herrliches Geläute, das sich weit und breit hören lassen durfte. Allein während sonst diese metallenen Künder der Ehre Gottes Geschlechter und Geschlechter überdauern, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte kommen und gehen sehen, war unseren Glocken kein langes Leben beschieden. Nur Achtundzwanzig Jahre lang hingen sie im Turme. Kaum drei Jahrzehnte schallten ihre harmonischen Stimmen durch unser stilles Bergtal. Vor zwölf Jahren musste ich, derselbe Pfarrer, unter dem sie aufgezogen wurden, es wieder erleben, dass sie vom Turme heruntergeholt und talauswärts geführt wurden, um auf dem Altare des Vaterlandes geopfert zu werden. Dann kamen viele, böse Jahre, in denen alles in Trümmer ging, was der

Fleiss und die Sparsamkeit der Bevölkerung aufgebaut hatte. Aber als auch diese Tage überwunden waren und wir wieder ein wertbeständiges Geld hatten, da waren Sie es, Herr Vorsteher, der eines Tages mit der Idee kam, einen Glockenfond zu bilden. Kaum drei Jahre sind seitdem vergangen und wir sind beinahe am Ziele."

Die Augen des Greises strahlten in feierlichem Glanze. Ergriffen nahm der Vorsteher die dargebotene Hand.

"Herr Pfarrer, es wird ein grosser Freudentag für Sankt Rochus werden."

2

Als der Vorsteher gegangen war, holte der Pfarrer seinen Hut aus dem Hause und schritt langsam, bald rechts, bald links in ein Haus grüssend, die Strasse dorfauf. Ueberschritt auf einer hölzernen Brücke die schäumende Ache und stieg eine kleine Anhöhe hinauf, auf der breit und behäbig der Staudacherhof lag.

Tina, die Ziehtochter des Hauses hatte grosse Wäsche gehabt und war gerade damit beschäftigt die trockene Wäsche von den Stricken abzunehmen, als sie den Pfarrer sah.

Rasch eilte sie ihm bis zur Hofgrenze entgegen und sprach: "Guten Abend, Hochwürden, gilt uns die Ehre?"

"Grüss Dich Gott, Tina. Immer fleissig, wie ich sehe. Das ist man aber bei Dir nicht anders gewohnt. Hat es dir gut getroknet?"

"Danke, ja, Hochwürden, es war ein warmer Tag."

"Schön, dann geht das Bügeln los, nicht wahr. Ist der Vater zu Hause?"

Ein Schatten flog über das blühende, sonst so heitere Gesicht des jungen Mädchens.

"Ja, Hochwürden," erwiderte sie, "er ist drinnen in der Stube."

"Danke. Lasse nur, Tina, bleibe bei Deiner Arbeit, es wird bald dunkel, ich finde den Weg allein."

Der Pfarrer trat ins Haus und klopfte an der Stubentüre an.

Von drinnen klang ein mürrisches "Ja!"

Da öffnete der Pfarrer die Tür und trat ins Zimmer.

In diesem sass am grossen Tische im Herrgottswinkel Gotthold Staudacher, ein mittelgrosser, untersetzter Mann mit einem grossen, mit kurzen, grauen Haaren besetzten Kopfe, einem breiten, roten, glattrasierten Gesichte und kalten, grauen Augen; er las mit finsteren Blicken in einem Schriftstücke, das vor ihm auf dem Tische lag.

Als er den Besucher erkannte, erhob er sich, rückte einen Stuhl zurecht und sprach: "Guten Abend, Herr Pfarrer, was verschafft mir die Ehre? Nehmen Sie Platz!"

Der alte Herr kam der Aufforderung nach.

"Staudacher," sprach er, "heute komme ich in einer sehr erfreulichen Sache."

Er zog einen mit roten Siegeln versehenen Briefumschlag aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch.

"Ich bringe ganze vierhundert Dollar für unsere Glocken."

"Donnerwetter!" rief Gotthold Staudacher überrascht, "das ist viel Geld! Von wem ist es denn?"

Der Pfarrer erklärte es ihm und fuhr dann fort: "Staudacher, lassen Sie die Dollar draussen in der Stadt auswechseln und legen Sie das Geld zu dem übrigen Fond. Ich habe soeben mit dem Vorsteher gesprochen, mit Hilfe dieser grossmütigen Spende, denke ich, sind wir nun so weit, dass wir die Glocken bestellen können."

Gotthold Staudacher sah den Pfarrer mit geistesabwesenden Blicken an, dann rief er hastig: "Was haben Sie gesagt, bestellen, ja natürlich können wir das, ich war jetzt in Gedanken in Amerika. Es muss dort halt viel Geld zu verdienen sein."

"Zweifellos," meinte der Pfarrer ruhig, "aber man muss auch dort drüben sehr viel Glück haben und ungeheuer fleissig sein. Gebratene Tauben fliegen einem auch im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten nicht in den Mund. Was ich noch sagen wollte, am Sonntag vor dem Mittagessen bitte ich den Glockenausschuss zu mir in den Pfarrhof. Sie werden die Güte haben, uns eine ganz oberflächliche Zusammenstellung des heutigen Standes des Glockenfondes bereit zu halten. Wir wollen dann

---

Schöner Gruss

Ein Gelehrter zog durch eine Gebirgsgegend, wo schlichte, einfache Katholiken wohnten, die den guten alten Bräuchen treu geblieben waren. Am frühen Morgen begegnete ein Bauersmann dem Fremden. "Gelobt sei Jesus Christus!", grüsste er den Unbekannten, indem er den Hut abnahm.

Der Gelehrte wollte antworten, wusste aber nicht wie. Wenn auch nicht katholisch erzogen, so gefiel ihm doch der eigenartige Gruss mit der Aufforderung zum Lobe Christi. Und immer mehr Leute, gross und klein, sagten im Vorbeigehen: Gelobt sei Jesus Christus!

"Wie mag doch die Antwort auf den Gruss heissen? Warte, ich will den, der mir wieder begegnet, zuerst grüssen, dann werde ich vielleicht die Antwort hören."

Gedacht, getan. — "Gelobt sei Jesus Christus!" Und sogleich hörte er: "In Ewigkeit, Amen!"

Da wunderte er sich über den so schönen Gruss; wie man auf so einfache Weise den Heiland loben und einander dazu auffordern kann.

Schade, dass man diesen Gruss heute fast nur noch bei Geistlichen und Nonnen anwendet. Auch das nicht überall. Es schämen sich manche, diese Worte zu gebrauchen. Und doch sind sie voll von Bedeutung. Und die Kirche hat einen Ablass damit verbunden; ein Zeichen, dass ihr die Gewohnheit am Herzen liegt.

die Bestellung machen."

"Soll geschehen, Herr Pfarrer."

Gotthold Staudacher erhob sich, nahm das Geld und verschloss es in seinem Kasten.

"Sie können mir den Empfang auf der Rückseite des Bankbriefes bestätigen," sprach der Pfarrer.

Als dies geschehen war, fuhr der alte Herr fort: "Und nun hätte ich noch etwas auf dem Herzen."

"Herr Pfarrer, bitte!"

"Staudacher, wir wollen ganz offen, wie es Männern geziemt, miteinander sprechen. Vom Vorsteher erfuhr ich, dass Sie, wie ich es freilich nicht anders erwartet habe, den Prozess mit Franz Haller auch in der zweiten Instanz verloren haben. Nun möchte ich Sie als Ihr Seelsorger herzlich bitten, lassen Sie es damit genug sein. Begraben Sie diesen unseligen Streit, er führt zu nichts, stürzt Sie nur in schwere Unkosten, und es ist nicht die geringste Aussicht, dass Sie ihn gewinnen werden."

Gotthold Staudacher fuhr wie von einer Wespe gestochen auf.

"Herr Pfarrer, und wenn sich alles gegen mich verschworen hat, Sie und das ganze Dorf, ich behaupte, ich bin im vollen Rechte. Die Kathrin war nicht bei Sinnen, als sie dieses Testament machte. Und der oberste Gerichtshof hat schon manches Urteil der unteren Instanzen umgeworfen."

"Dieses Urteil nicht, Staudacher. Und dann müssen Sie bedenken, dass die Kathrin, als sie unheilbar krank, siech und elend war, im Hause Hallers eine liebvolle Aufnahme und sorgfältige Pflege fand. Ich habe nie gehört, dass ihr im Staudacherhofe ein solches Plätzchen angeboten wurde."

"Ich habe kein Spital," murrte der Bauer unwirsch.

"Also war es nur reine Dankespflicht von der Kathrin."

"Unsinn, der Wald ist das Zwanzigfache von dem wert, was man ihr dort getan hat. Bah, das bisschen Aufwarten, nicht

Das Wunder der Liebe

Mit der Engelscharen Speise
Will des Ew'gen Gottes Sohn
Stärken Dich zur Heimatreise,
Führen Dich zum Gnadenthron.

Gotterkenntnis, Gottes Liebe
Das ist unser Erbanteil,
Und im Sakrament der Liebe
Wird uns dieses Glück zuteil.

Unter der Gestalten Hülle,
Aug' der Seele, reines Licht,
Birgt sich der Erkenntnis Fülle,
Siehst du dort den Heiland nicht?

Ew'ge Herkunft gläubig fanden
In dem zarten Krippenkind
Könige aus fernen Landen,
Die der Weisheit Grössen sind.

Gottes Gröss' im Mann erkannte
Der Apostel kleine Schar,
Die als Mensch zum Mensch sich wandte,
Sah die Gottheit leuchten klar.

In des Schmerzes bult'gen Wirren,
Schächter an des Kreuzes Stamm,
Lässest dich durch nichts beirren,
Siehst in Jesus Gottes Lamm.

Tausende der ersten Christen
In der Qualen bittren Not
Wollten gern ihr Leben fristen
Für den Glauben an das "Brot".

Mag mein Aug' nur Mehl erkennen,
Sohn der Allmacht ewiglich,
Und die Zung' mir Ird'sches nennen,
Auf Dein Wort vertraue ich.

J. Rheidt O.M.I.

der Rede wert. Und dann hat sie ihn von ihrem Vater und kein Recht, ihn so einseitig weiterzugeben. Es ist nicht mit rechten Dingen zugegangen, das lasse ich mir nicht nehmen."

"Staudacher," sprach nun der Pfarrer mit eindringlicher Stimme, "nehmen Sie doch um Gotteswillen Vernunft an! Sir dürfen mir altem Manne glauben, der zu jeder Stunde mit reinem Gewissen vor seinen Herrgott treten kann, das Testament ist in Ordnung, Sie können und werden nichts dagegen ausrichten. Und dann handelt es sich nicht allein um Ihr Geld, das dabei verloren geht, es soll, wie ich zu meinem grössten Leidwesen hörte, darüber auch noch das Glück zweier junger, braver Menschen zugrunde gehen. Das können Sie nicht verantworten."

Gotthold Staudacher sprang auf. Aus seinen kleinen, kalten Augen sprühte Wut und Zorn. Er vergass, wer vor ihm sass, und schlug mit der Faust auf den Tisch.

"Ja, ich weiss, dass sich zwischen der Tina und dem jungen Haller etwas angesponnen hat. Aber da habe ich auch noch etwas mitzureden. Eher soll ich bei lebendigem Leibe verfaulen, ehe ich das zulasse."

Da stand der Pfarrer auf. Höher reckte sich seine Gestalt und aus seinen Augen brach ein Leuchten, ein drohendes Licht.

"Versündigen Sie sich nicht!" rief er mit einer Stimme, die den anderen erbleichen liess. "Ich glaube, wir können diese Unterredung als beendet betrachten. Also am Sonntag um halb zwölf Uhr, bitte. Guten Abend!"

Der Pfarrer ging. Draussen auf dem Gange stand Tina. Aus einem totenblassen Gesichte starrten ihm zwei grosse, entsetzte Augen entgegen.

"Hochwürden," stammelte sie mit zitternder Stimme.

"Armes Kind," sprach der Greis weich und strich ihr mit der Hand leicht über die blonden Haare, "verzage nicht, und wenn auch noch so schwere Stunden kommen. Hoffe und bete. Auch ich werde zu dem Allmächtigen flehen, dass er den Starrsinn Deines Vaters bricht. Gute Nacht!"

Mit Tränen in den Augen rief das Mädchen: "Gute Nacht, Hochwürden, und vielen Dank!"

3.

Am Sonntag vor dem Mittagessen versammelte sich der Glockenausschuss im Pfarrhofe. Es kamen der Vorsteher, der Lehrer und der Hirschenwirt. Gotthold Staudacher aber erschien nicht. Er hatte Tina mit einem Briefe geschickt und liess sich entschuldigen, da er am frühen Morgen in die Stadt mus-

ste, wo er dringend zu tun habe. Doch sende er die gewünschte Aufstellung.

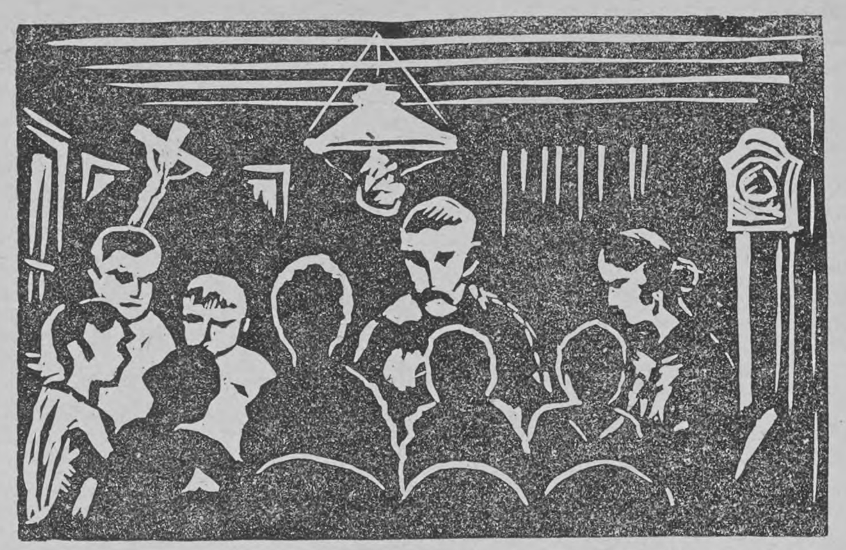
Die Besprechung der Männer war nur kurz. Der Glockenfond hatte bis auf ein kleines die erforderliche Höhe erreicht, die Glocken zu bestellen, stand nichts mehr im Wege. Mit kräftigem Handschlag trennten sich die Männer, um im Dorfe die grosse Neuigkeit zu verbreiten. Der Pfarrer aber schrieb noch am Nachtmittag an die Glockengiesserei, mit der alle anderen Vereinbarungen wegen Grösse, Stimmung, Preis und Zahlungsart schon getroffen waren.

Darüber ging der Sommer hin. Nicht oft, aber doch wöchentlich vielleicht einmal, traf Tina, Gotthold Staudachers Ziehtochter, bei ihrer Freundin Rosa, der Tochter des Vorstehers, mit Toni Haller, ihrem Liebsten, zusammen. Allein Tina war sehr mutlos. Sie hatte keine Hoffnung mehr, dass ihr und Tonis sehnlichster Wunsch jemals in Erfüllung ging. Vater wurde immer reizbarer und unzugänglicher. Es war fast kein Auskommen mehr mit ihm. Nun hatte er den Prozess auch noch zur dritten Instanz gehen lassen und würde ihn auch dort verlieren. Tina zitterte heute schon vor dem Augenblicke, in dem Vater diese Nachricht bekäme.

Mit schwerer Mühe nur konnten dann Rosa und Toni Haller das schwer geängstigte Mädchen beruhigen und ihm neuen Mut zusprechen.

Mitte August traf denn auch das von jedem Einsichtigen längst Erwartete ein. Gotthold Staudacher bekam von seinen Rechtsanwalte die Mitteilung, dass der oberste Gerichtshof seiner Berufung gegen das Urteil im Prozess gegen Franz Haller kostenpflichtig abgewiesen habe, daher das Urteil nun in Rechtskraft erwachsen sei. Dem Schreiben lag die Kostenrechnung bei, der am anderen Tage auch die von Hallers Vertreter folgte. Es war ein hübsches Sümmchen.

Gotthold Staudacher raste wie ein wildgewordener Stier. Lange war mit ihm kein vernünftiges Wort zu sprechen. Seinen Leuten gönnte er überhaupt keine gute Anrede mehr. Er schrie ihnen Befehle zu, die er im nächsten Augenblicke wieder widerrief, riss dann seinen Hut von der Wand und stürmte, Haus und Hof dem Schicksal überlassend, davon, hinauf in seine Wälder, wo er oft bis in die späte Nacht blieb. Ueberdies fuhr er jetzt sehr viel in die Stadt und blieb dort immer mehrere Tage, dann musste Tina für alles sorgen.



Nicht nur der Krieg, aber auch der unchristliche Weltgeist dem wir huldigen, zerstört unser katholisches Familienideal.

Anfangs September bekam der Pfarrer von Sankt Rochus die Nachricht, dass die Glocken bis gegen Ende des Monats fertig seien, sodass sie am ersten Oktobersonntage eingeweiht werden könnten.

Als Gotthold Staudacher wieder einmal daheim war, wollte Tina, um ein unverfängliches Gespräch anzufangen und ihn auf andere Gedanken zu bringen dem Vater dies mitteilen. Da aber wurde er noch wütender und schrie sie an: "Was gehen mich die Glocken an. Wir sind alle doch Bettler, zu was brauchen wir ein so teures Geläute. Lächerlich, es wäre ohne das auch gegangen."

Dann verliess er die Stube und schmetterte die Türe hinter sich zu.

Tina aber traten wieder die Tränen in die Augen, sie kannte sich mit dem Vater nicht mehr aus. Die geringste, unscheinbarste Sache konnte ihn in eine solche masslose Erregung bringen....

4.

Rasch verging der September. Die Glockengiesserei hielt Wort. Am Freitag vor dem ersten Oktobersonntag trafen die Glocken draussen in der Bahnstation ein. Am Samstag wurden sie von zwei Fuhrwerken bis zur Gemeindegrenze von Sankt Rochus gebracht, wo sie von jungen Burschen und Mädchen des Dorfes erwartet wurden. Alsbald begann ein emsiges Treiben. Glocken und Wagen wurden auf das festlichste mit langen Tannenreisiggirlanden und zahllosen Blumen bekränzt.

Am Abend schon traf als Vertreter des Bischofs ein Domherr ein, der die Weihe vornehmen sollte.

Ein herrlicher Sonntag brach an. Pöllerschüsse weckten die Leute von Sankt Rochus.

Um zehn Uhr kamen die beiden Wagen von je vier prächtigen Rossen, deren Fell wie ein Spiegel glänzte und deren Geschirr ebenfalls mit Blumen reich verziert war, gezogen, dem Dorfe zu. Bei den ersten Häusern wurden sie von der Schul-

jugend, den Vereinen mit der Musik an der Spitze, der Geistlichkeit, dem Gemeinderate und nahezu sämtlichen Einwohnern empfangen und in feierlichem Zuge zur Kirche geleitet.

Dort nahm der Domherr, unter Assistenz vieler Priester aus der Nachbarschaft, die Weihe vor. Kaum war sie vorüber, gingen Männer und Burschen schon daran, die Glocken in den Turm hinaufzuziehen, was auch nach vielstündiger Arbeit ohne Anfall gelang.

Der Vertreter des Bischofs und die fremden Geistlichen hatten das Dorf bald nach dem Mittagessen wieder verlassen; gegen Abend war jede Glocke auf ihrem Platze.

Als dann die Dämmerung hereinbrach, da traten alle Bewohner von St. Rochus vor die Häuser. Wenig später klangen vom Turme die neuen Glocken in vollen, reinen Tönen, in mächtigen Akkorden. Sie läuteten den Feierabend dieses für das kleine Bergdörfchen so bedeutungsvollen Tages ein . . . .

Am Montag gegen Mittag stieg der Pfarrer zum Staudacherhofe hinauf. Er hatte zu seinem Leidwesen bemerkt, dass Gotthold Staudacher wohl fast als einziger Bewohner von St. Rochus gestern der Glockenweihe fern geblieben war. Sonst hätte er sich diesen Gang ersparen können.

Er traf aber nur Tina an. Das Mädchen sah blass und abgehärmt aus.

"Grüss Gott, Hochwürden, wollten Sie zum Vater?"

"Ja, Tina, er war gestern nicht bei der Weihe, da konnte ich also nicht mit ihm sprechen. Nun müssen die Glocken bezahlt werden. Ist er drinnen?"

"Nein, Hochwürden. Ich wollte darum gerade zum Vorsteher. Vater ist am Samstag früh in die Berge und seitdem nicht mehr zurückgekehrt."

"Nun auf einen Tag kommt es nicht darauf an. Dann wird er sicher heute noch heimkommen, schicke ihn dann gleich zu mir hinunter."

"Wenn ihm nur kein Unglück zugestossen ist, Hochwürden. Ich habe solche Angst!"

"Nicht gleich das Schlimmste denken, Kind. Vater war in letzter Zeit ja oft ein paar Tage fort. Nicht wahr?"

"Das schon, aber er hat diesesmal gar nichts, nicht einmal den Wetterkragen mitgenommen."

Der Pfarrer wurde ernst.

"So, so," meinte er nachdenklich. "Nun, wenn er bis morgen Mittag nicht da ist, komme gleich zu mir, Tina."

"Gerne, Hochwürden!"

Gotthold Staudacher war auch bis Dienstag Mittag noch nicht daheim. Tina kam es melden. Nun schien die Sache auch dem Pfarrer nicht mehr recht geheuer zu sein. Mit einem herzlichen Troste schickte er das Mädchen wieder heim, er aber begab sich gleich zum Vorsteher. Die Männer erwogen den Fall und berieten, was zu tun sei.

Am Abend ging der Vorsteher noch einmal zum Staudacherhofe hinauf und forschte Tina aus.

"Nein, Herr Vorsteher, der Vater ist nicht in die Stadt. Der Anzug, den er immer angezogen hat, wenn er in die Stadt ging, hängt im Kasten."

Nun blieb nichts anderes übrig, als nach dem plötzlich Verschwundenen zu suchen. Am Mittwoch in aller Frühe stiegen acht Mann bergwärts, die sich dann zu je zwei und zwei in vier Gruppen trennten, von denen jede ein bestimmtes Gebiet abzusuchen und sich zu einem bestimmten Zeitpunkte und einem bestimmten Orte wieder zu treffen hatten.

Der junge Haller, der mit dem

Gottes Glocke

Der Erzbischof von Mailand, Kardinal Schuster, richtet zurzeit an seine Diözesanen einen Hirtenbrief, in welchem er unter anderem sagt:

"Wie wäre es, wenn unsere Pfarrkirchen ihre Funktionen nicht mit einem schönen Glokkengeläute beginnen könnten? In gewissem Sinne ist auch die katholische Tageszeitung eine Art Glocke, die die Wirksamkeit des Priesters vervollständigt, indem sie über Berge und Täler unserer weiten Erzdiözese den belebenden Geist der katholischen Kirche trägt. Damals, als im Mittelalter unsere braven Leute ihre Häuser ohne Plan einfach um die Pfarrkirche bauten, da genügte die Glocke der eigenen Kirche vollauf. Sie sang Gott Lobgesänge, rief den Klerus auf, lud das Volk zum Gottesdienst ein, beklagte die Toten und erfreute die Lebenden. Heute aber, wo so viele viele Seelen von der Kirche entfernt sind, wo verweltlichtes Leben und Denken so viele innere Kräfte lahmlegen, besonders in den grossen Städten, und das Echo der weit entfernten Pfarrglocke übertönt, heute, wo auch der Teufel mit Hammerschlägen seine Glocke läutet, da ist es absolut notwendig, dass Freunde und Gegner die andere Glocke wenigstens verspüren: und das ist Gottes Glocke, die katholische Zeitung. Diejenigen, die in die Kirche gehen, sind noch lange nicht alle Gläubigen einer Pfarrei. Ferner geht es nicht an im Gotteshause unterschiedlos alle religiösen, moralischen und sozialen Probleme zu behandeln, die das moderne Leben mit sich bringt. Andererseits aber ist es unerlässlich, dass die Seelen auch in diesen Fragen wissen, wie die Kirche sie auffasst und löst, eine Lösung, die sehr oft sowohl die Vertiefung der katholischen Grundsätze wie eine Widerlegung der gegnerischen Systeme erheischt. Wie kann man aber Eintritt erhalten in die Häuser, in welche sonst niemals der Priester, das Glaubenswort, die Apologie katholischer Wahrheiten Zutritt erhalten? Nur durch die katholische Zeitung!"

Lehrer ging, hatte seinen Hund bei sich. Der feinen Nase dieses Tieres hatten es die Männer zu danken, dass sie den Vermissten schon in den Nachmittagsstunden fanden. Leider nicht mehr lebend. Am Fusse einer nicht besonders hohen Felswand, über die er, in der Dunkelheit den Weg verfehlend, offenbar abgestürzt war, lag Gotthold Staudacher mit zerschmetterten Gliedern.

In den Abendstunden kam der Zug mit der traurigen Last im Dorfe an.

Der Pfarrer und der junge Haller gingen den Männern, die die Leiche trugen, voraus, um Tina vorzubereiten. Sie brach fast zusammen unter der Wucht dieses Schlages. Aber ihre Freundin Rosa und Toni Haller blieben die Nacht über im Hause und während Rosa die ganz fassungslose Freundin zu trösten und zu beruhigen versuchte, nahmen sie dem schwergeprüften Mädchen alle Arbeiten ab: Toni Haller besorgte die Aufbahrung der Leiche und was es sonst in solchen Fällen in einem Sterbehause anzuordnen galt.

Am zweitnächsten Tage wurde Gotthold Staudachers sterbliche Hülle im kleinen Dorffriedhofe von Sankt Rochus in die geweihte Erde versenkt. Er war der Erste, dem die neuen Glocken mit ihrem heute so dumpfen, traurigen Klange das Geleite auf dem letzten Gange gaben.

Mit Hilfe des Pfarrers begann der Vorsteher mit der Sichtung des Nachlasses Gotthold Staudachers, nachdem auch der Notar aus der Stadt eingetroffen war. Und da ging es gar nicht lange, da machten die Männer eine Entdeckung, vor der dem Vorsteher und dem Pfarrer für einen Augenblick fast der Herzschlag stocken wollte. Aus blass gewordenen Gesichtern starrten sie sich erschrocken an und der Vorsteher rief: "Herr Pfarrer, halten Sie das für möglich?"

Der alte Herr aber sprach mit bebender Stimme: "Herr Vorsteher, ich habe in meinem langen Leben viele Ueberraschungen und Entäuschungen erlebt, das wäre die grausamste."

Da meinte der Notar: "Dann war vielleicht der plötzliche Tod da oben kein ganz unfreiwilliger."

"Möglich," sprach der Vorsteher.

Der Pfarrer aber sprach: "Meine Herren, darüber wollen wir keine Betrachtungen anstellen. Kein Menschenauge hat es gesehen, nur Gott allein war Zeuge. Möge er ihm ein barmherziger Richter sein!"

"Sie haben recht, Herr Pfarrer," rief der Vorsteher beistimmend, "es hat keinen Zweck, darüber nachzudenken, wir zwei werden bald anderes zu denken haben. Ich will zuerst noch in die Sparkasse telephonieren."

"Wir haben zwar alle Belege hier," sprach der Notar, "immerhin könnten Sie ja anfragen."

In höchster Aufregung stürmte der Vorsteher aus dem Hause, über die Anhöhe hinunter zum "Hirschen", in dessen Erdgeschoss die Poststelle untergebracht war.

Der Vorsteher rief die Sparkasse in der Stadt draussen an, wo auf Beschluss des Glockenausschusses Gotthold Staudacher als Kassierer den Glockenfond zinsbringend angelegt hatte.

Er erfuhr aber nichts anderes, als was sie in Gotthold Staudachers B r i e f s c h a f t e n schon schwarz auf weiss gelesen hatten.

Herr Staudacher, so erklärte der Beamte am Telephon, hatte vor drei Wochen den ganzen Betrag abgehoben, nachdem, wie er sagte, die Glocken nun bestellt seien und bezahlt werden müssen.

Der Vorsteher eilte wieder in den Staudacherhof zurück, worauf der Notar den Sekretär wieder verschloss und versiegelte.

Am übernächsten Tage kam der Notar mit einem Herrn vom Gerichte wieder nach Sankt Rochus. Mit dem Pfarrer und dem Vorsteher begaben sich die Herren abermals zum Staudacherhofe und durchsuchten noch einmal Gotthold Staudachers schriftlichen Nachlass. Der Notar hatte das Testament des Verstorbenen mitgebracht, das dieser schon vor Jahren nach dem Tode seiner Frau zu Gunsten seiner Ziehtochter errichtet hatte. Tina war zur alleinigen Erbin eingesetzt. Heute war dieses Testament freilich ein wertloser Fetzen Papier geworden.

Denn an dem Ergebnisse der Untersuchung der Bücher und Schriften Gotthold Staudachers, zu dem vor zwei Tagen der Notar, der Vorsteher und der Pfarrer gekommen waren, änderte sich nichts mehr.

Während das ganze Dorf und alle Bekannten in der Stadt Gotthold Staudacher für einen wohlhabenden Mann gehalten hatten, waren seine Vermögensverhältnisse die denkbar trostlosesten.

Auf dem ganzen Besitze lastet vor allem eine grosse Hypothek, es waren aber auch sonst noch kleinere Schulden in ziemlicher Menge da und, was das Furchtbarste war, der Glockenfond war bis auf den letzten Groschen verschwunden.

Der Pfarrer musste sich setzen, so war ihm der Schreck aufs neue in die Füsse gefahren. Er zeigte auf den Kirchturm hinunter und sprach mit matter Stimme: "Meine Herren, das ist eine ganz entsetzliche Sache! Dort hängen die neuen Glocken und wir haben kein Geld mehr, sie zu bezahlen. Gotthold Staudacher—ein Betrüger. Wer hätte das ahnen können!"

"Und dieser Mann hat das volle Vertrauen genossen?" fragte der Herr vom Gerichte.

Der Vorsteher erwiderte: "Es lag kein Grund vor, ihm dieses nicht zu schenken. Gotthold

Wir geben Dir und Deinen Kindern christkatholisches Denken.

Staudacher war gewiss in seiner Art ein Sonderling und nicht gerade besonders beliebt im Dorfe, doch gehörte er zu den ältesten und angesehensten Familien des Dorfes und er hatte immer verschiedene Ehrenstellen inne, alle Steuern und Umlagen, die ihm nach seinen eigenen Bekenntnissen vorgeschrieben wurden, hat er immer pünktlich bezahlt, und daraus entnahmen wir, dass er ein vermögender Mann sei. Allerdings hat er auf seinem Hofe nicht immer rationell gewirtschaftet, er war ein sogenannter Pröbler, aber ohne jede Ausdauer. Hatte eine von ihm eingeführte Neuerung nicht sofort den gewünschten und erhofften Erfolg, gab er sie gleich wieder auf und griff zu anderem. Aber wir dachten, er hat es dazu und kann es sich leisten. In Wirklichkeit war das freilich ganz anders. Dazu kam der teure Prozess, den er verlor. Und da denke ich mir, er hat, da er in Geldverlegenheit war, den Glockenfond angegriffen, um die Prozesskosten bezahlen zu können. Als der Glockenfond dann durch einige unerwartete, besonders durch die amerikanische Spende viel früher als wir dachten, die bestimmte Höhe erreichte, musste er trachten, das Veruntreute wieder zu ersetzen. Dazu hat er nun freilich den falschesten Weg eingeschlagen, den es gab. Wie ich gestern in der Stadt draussen erfuhr, hat er seit Wochen in einer Kneipe schlechtesten Rufes tage- und nächtelang um teures Geld gespielt. Mit sehr zweifelhaften Leuten. Und wie es in solchen Fällen oft, fast immer geht, statt zu gewinnen hat er ständig verloren und dabei den ganzen Glockenfond und vielleicht auch noch anderes Geld verspielt.

Die Herren hatten dem Vorsteher aufmerksam zugehört. Jetzt rief der Pfarrer: "Um Gotteswillen, das ist ja schrecklich, was sollen wir jetzt tun?"

"Herr Pfarrer," sprach der Notar—und der Herr vom Gerichte stimmte ihm zu—"jetzt muss die Gemeinde den Staudacherischen Nachlass sofort klagen, dass der Glockenfond wenigstens das zweite Pfand bekommt. Uebergeben Sie die Sache gleich einem Rechtsanwalte."

"Dann müssen wir aber doch warten, bis der Nachlass zu Geld gemacht ist."

"Das lässt sich nicht ändern. Sie werden daher auch zum Glockengiesser gehen und ihm den Fall klarlegen müssen. Kann er warten, ist es recht, sonst muss halt die Gemeinde ein kurzfristiges Darlehen aufnehmen."

Das war der einzige und richtige Rat. Pfarrer und Vorsteher befolgten ihn auch schon am nächsten Tage.

5.

In Sankt Rochus ging es zu wie in einem aufgescheuchten Bienenschwarme. Von Haus zu Haus eilten die Leute und erzählten sich das Neueste, das Unfassbare. Es herrschte eine ungeheure Aufregung, als es nun überall bekannt wurde, dass der ganze Glockenfond verloren sei. Es waren keine Segenswünsche, die Gotthold Staudacher ins Grab nachfolgten, aber er war den Armen irdischer Gerechtigkeit entronnen, ihm konnte niemand mehr etwas anhaben. Und so gerecht—zur Ehre der Leute von Sankt Rochus sei es gesagt—waren alle im Dorfe, die Ziehtochter, die man überall gern hatte, nicht entgelten zu lassen, was der Vater verbrach. Tina war von dem neuen Unglücke, das über sie hereinbrach, bis ins Innerste getroffen, aber sie hielt sich aufrecht und überliess den ganzen Besitz ihres Ziehvaters leichten Herzens dessen Gläubigern. Arm, wie sie auf den Staudacherhof gekommen war, so verliess sie ihn und war dem Pfarrer dankbar, dass er ihr gleich im Pfarrhofe eine Zuflucht gab, wo sie als Stütze der schon ein wenig kränkenden Schwester des alten Herrn wirken sollte.

Tina hatte nur etwas Kleider und Wäsche mit sich genommen, alles andere, was ihr gehörte, was ihr die Ziehmutter und der Ziehvater im Laufe der Jahre gekauft und geschenkt hatten und von einigem Werte war, liess sie zurück. Es sollte auch zu Geld gemacht werden und mithelfen, die Verfehlung ihres Vaters gutzumachen. Nur ein seidenes Tüchlein, ein Kettchen und einen Ring, Geschenke des Geliebten, behielt sie als teure Erinnerungen.

Eine grosse Freude war dem schwergeprüften Mädchen in diesen trüben Tagen, in denen Unglück über Unglück über sie kam, doch geworden; als Tina nämlich wehen Herzens dem Geliebten ihr Wort zurückgeben wollte, da sie nun ganz arm geworden sei und er wohl kaum ein Mädchen aus dem Staudacherhofe wolle, da hatte der junge, übermütige Bursche sie lachend umfangen und herzhaft abgeküsst. Sie und keine andere müsse Hallerin werden, hatte er ihr versichert, sie wolle er und nicht ihr Geld und mit dem anderen habe sie nicht das Geringste zu tun. Und im Sommer nach der ersten Heuernte solle die Hochzeit sein, seine Eltern seien einverstanden und freuten sich auf die neue Tochter.

Da war in Tinas Leben wieder die Sonne gekommen, die ihr für immer untergegangen schien . . . .

Wochen gingen. Die Glockengiesserei hatte der Gemeinde die Schuld gestundet, bis der Staudacherische Besitz veräussert sei.

Still und verlassen lag der stattliche Hof auf der Anhöhe über dem Dorfe. Das lebende Inventar war verkauft, die Dienstboten abgelohnt worden.

Im Februar endlich fand im "Hirschen" die Versteigerung statt . Es waren den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechend nur wenige Lieb-

haber erschienen und die Angebote erfolgten nur zögernd und leidenschaftslos.

Ersteher blieb zu einem Preise der weit unter dem wahren Werte war, ein Bauer aus einem Dorfe aus dem Nachbartale, der den schönen Hof für seinen zweiten Sohn kaufte.

Als dann die endgültige Abrechnung vorlag, wurde der Glockenfond wohl zum grössten Teile befriedigt, immerhin blieb noch ein ziemlich bedeutender Rest von tausend Schilling ungedeckt.

Als der Vorsteher dem Glokkengiesser das Geld brachte, versprach der Inhaber der Firma mit dem Reste noch ein weiteres halbes Jahr zu warten, bis dann werde die Gemeinde das Geld wohl zusammenbringen. Der Vorsteher dankte und versprach, längstens in einem halben Jahre mit dem Rest zu kommen.

So musste denn der Glfocken-ausschluss abermals in Tätigkeit treten. Wieder ging beim sonntäglichen Gottesdienste der Klingelbeutel um und die Männer vom Ausschusse zogen noch einmal von Haus zu Haus. Und noch einmal sandten die Brüder Dorner aus Amerika fünfzig Dollar, da sie von dem traurigen Ende des zuerst gesammelten Geldes erfahren hatten.

Als dann der Sommer kam und das erste Heu glücklich unter Dach und Fach war, hatte der Lehrer, der als Kassierer waltete, schon wieder siebenhundert Schilling beisammen.

Den ganzen Rest aber zahlte der alte Hallerbauer an dem Tage, an dem sein einziger Sohn mit Trina vor den Altar trat und der greise Pfarrer die beiden jungen Leute unter Teilnahme des ganzen Dorfes für die Zeit dieses Lebens zusammengab.

Und in den herrlichen, sonnendurchglüten Sommertag hinein schallten mit festlichen und feierlichen Klange die neuen Glokken von Sankt Rochus . . .

JESUS KOMMT

Zwei arme irländische Waisenkinder, die in London aufgezogen wurden, erhielten sehr spät, erst in ihrem vierzehnten Lebensjahr, katholischen Religionsunterricht, und zwar bei Gelegenheit einer Mission. Schon hatte der Priester der einen von diesen beiden die wichtigsten Glaubenswahrheiten erklärt, als er auf das allerheiligste Altarsakrament zu sprechen kam. Wie er erzählte, dass unser Herr und Heiland Jesus Christus wirklich und wesentlich unter der Gestalt der heiligen Hostie aus Liebe zu uns gegenwärtig sei, leuchteten die Augen des Kindes auf und es rief staunend aus: "Wie, ist das unser lieber Herr und Heiland selbst, der im heiligsten Sakrament zugegen ist? . . . Er selbst, wie er im Himmel thront?" "Ja, mein Kind!" antwortete der Priester, "unser geliebter Gott selbst ist da und er ist sogar bereit, die Himmelsspeise deiner Seele zu werden."

Eine grosse Rührung bemächtigte sich des ganzen Wesens der Kleinen. Sie war eine Weile gleichsam der Welt entrückt und in Staunen wie verloren. Ohne Zweifel wirkte der Heilige Geist in diesem Augenblick wunderbar in ihrer Seele und schenkte ihr die Gabe des Glaubens in hohem Grade.

Plötzlich rief das Kind aus: "O wie schön! O wie gross! Wie unbegreiflich gross und gütig!" Mit Verwunderung sah der Missionar das junge Mädchen, dieses arme Kind, das in Armut und Unwissenheit aufgewachsen war, dem nun die Gnade der innigsten Beschauung des unbegreiflichen Geheimnisses des allerheiligsten Sakramentes zuteil wurde. Kaum hatte das zarte Herz des Kindes diese Erkenntnis erhalten, als es auch schon das sehnlichste Verlangen äusserte, den Heiland zu empfangen, und sie hatte keine Ruhe, bis sie zu ihrer Schwester eilen konnte, um ihr die frohe Botschaft, die sie soeben vernommen, zu überbringen.

Sie war glücklich, in wenigen Minuten ihre Schwester herbeizubringen, damit auch sie die beglückende Kunde von der Liebe Jesu im heiligsten Sakrament erhalte.

Nach einigen Tagen knieten beide zusammen am Tische des Herrn, um zum erstenmal den menschgewordenen Gottessohn, ihren Heiland und Erlöser, in ihr kindliches Herz aufnehmen,

JETZT

Anwendung. Mein ganzes Leben setzt sich aus lauter "Jetzt" zusammen. Nur der gegenwärtige Augenblick ist mein. Nur über den "jetzigen Moment kann ich verfügen. Die Vergangenheit ist nicht mehr und die Zukunft noch nicht mein Eigentum. Ob sie's je wird? Jedes "Jetzt" lässt in der Ewigkeit eine Momentphotographie, einen Abdruck von sich zurück im Buch des Lebens oder der Schuld. Also muss ich mir Verdienste sammeln für den Himmel nicht später, sondern jetzt; nicht erst morgen, nein, noch heute. Jedes "Jetzt" kann mein letzter Augenblick sein; ein "Jetzt" wird es sicher sein. Weiss ich, wie bald, wie bald? Also will ich das Jetzt gut ausnützen — ausnützen zu Gebet, zur gottgefälligen Arbeit, zu einem christlichen Liebesdienst, zu einer Erholung nach Gottes Willen, zu einem Akt der christlichen Vollkommenheit.

Christus Koenig

Von P. Jos. Schneider O.M.I.



Die alljährliche Wiederkehr des Christ-Königfestes erfüllt uns jedesmal mit Freude. Im Festevangelium spricht der Heiland von Seinem Königtum. Pilatus, Statthalter des Römischen Kaisers und oberster Richter in Judäa, hatte Ihn gefragt: "Bist Du ein König?" Der Herr bejahte es: "Ich bin ein König. Habe auch ein Königreich, wiewohl nicht irdischen Ursprunges. Habe eine hehre Königsaufgabe: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, die Wahrheit zum Sieg zu führen. Ich hab auch ein Königsvolk: Jeder, der Sinn und Feingefühl für die Wahrheit hat, hat Bürgerrecht in meinem Reich". Diese Ansprüche machten den Römischen Landpfleger stutzig. Sollten sie nicht auch uns zu denken geben? Die überragende Bedeutung Jesu Christi wird ja allenthalben so wenig erfasst und so wenig ernst genommen. Und doch hängt so entsetzlich viel davon ab.

Wie spricht doch der Heiland von sich selber? Er nennt sich älter als Abraham: "Ehedem Abraham wurde, bin ich". Er nennt sich den Herrn des Tempels und den Herrn des Sabbats. Er nennt sich den Herrn des Totenreiches: "Ich bin der, der die Schlüssel zur Unterwelt in seinen Händen trägt".

Auf geistl. Gebiet ist Er das Agnus Dei, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Er ist der wahre Weinstock, der den Saft der Gnade u. das Leben der Gottvereinigung in die Reben der Menschenseelen leitet. Er ist der gute Hirt, der auf den vielverschlungenen Pfaden der inneren Entwicklung in nie ermüdendem Liebeswerben Leitung und Führung verleiht. Er ist Quelle und Inhalt allen religiösen Lebens im Neuen Testament. Er ist Vorbild und Meister im sittlichen Streben. Er ist Masstab der Tugend und aller Gerechtigkeit. Er ist höchster Beweggrund des sittlichen Handelns; denn alles muss getan werden "um Seines Namens willen". Er ist Wertmesser jeglichen Verdienstes für die Ewigkeit. Er ist entscheidender Heilsgrund: "Niemand kommt zum Vater als durch Mich". Er ist eines jeden letzten Richter in höchster Instanz: "Wer mich vor den Menschen verleugnet, den werde Ich vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist". Sind das nicht Titel und Ansprüche von ungeheuerer Tragweite für einen Jeden von uns? Und doch ist das bei weitem nicht alles.

Denn genau so gewaltig ist Seine Rolle und Stellung im Völkerleben und in der Geschichte. Er ist das doppelarmige Wegzeichen, an dem sich die Wege der Völker scheiden — zum Leben oder zum Tod. Er ist das Lamm, das die sieben Siegel der Weltgeschichte öffnet. Er ist der Grundstein im Weltgebäude; wer auf Ihn baut, wird nicht zuschanden. Er ist der Erste und der Letzte in der Schöpfung Gottes. Er ist der Mittelpunkt und Schwerpunkt der Welt. Welche Ansprüche! Es überläuft einen kalt, wenn man es sich richtig überlegt.

Und warum ist Er das alles? Weil Er der Gottkönig ist! Pilatus, überwältigt von der Hoheit seines Gefangenen, fragte Ihn: "Woher bist

Du?" Jesus hatte diese Frage in Seinem öffentlichen Leben klar beantwortet. "Ich bin vom Himmel gekommen. Ich bin vom Vater ausgegangen. Ich hatte Herrlichkeit bei Ihm, ehe die Welt geschaffen ward." Die Psalmen hatten längst vorher die Herkunft des Gesalbten Gottes beschrieben. "Es sprach der Herr zu mir: Heute (am Tag der Ewigkeit) hab ich dich gezeugt!" Wir erhalten durch Zeugung und Geburt aus den Eltern die menschliche Natur; menschliche Fähigkeiten und Kräfte. So hat Christus durch Seine Geburt aus dem Lichtschosse Gottes die göttliche Wesenheit erhalten; göttliches Leben; göttliche Macht und Majestät. Daher Seine überwältigenden Ansprüche; Seine entscheidende Rolle im Menschendasein und in Menschengeschichte.

Die Apostel haben das erfasst und tötlich ernst genommen. Der hl. Petrus erklärte vor dem Hohen Rat: "Von keinem andern ist Heil und Rettung zu erwarten". Der hl. Paulus predigte den ersten Christen: "Alles hat in Ihm seinen Bestand". Das heisst: Losgelöst von Ihm gerät alles ins Wanken; stürzt eines über das andere; geht alles drunter und drüber. Denn ohne Ihn verliert die Welt das Gleichgewicht; es geht ihr wie einer Taube, der man das innere Ohr herausschneidet, den Sitz des Gleichgewichtsgefühls. Hilflos und hoffnungslos liegt das arme Tierchen auf der Seite. Ja, die richtige Haltung zu Christus ist eine Schicksalsfrage für die Völker; Sein und Nichtsein der Staaten und Kulturen hängen davon ab.

Und was tut die Welt?

Sie behandelt Ihn mit äusserster Gleichgültigkeit; schreitet über Ihn hinweg; verweist Ihn in die Ecke. Schlimmer noch: sie vergreift sich in Feindseligkeit an Ihm; reisst Ihm den Diamanten der Gottheit aus dem Diadem; zerpflückt Seine Lehre und verwässert Seine Religion. Gerade unsere Zeit hat alle Mittel zum Generalangriff gegen Ihn benutzt: gegen Seine Person; Sein Wort; gegen Sein Werk, die Hl. Kirche; gegen Seine Lebensurkunde, das hl. Evangelium. Schreiende Sünde der weissen Rasse in den letzten 100 Jahren! Sie hat die Sünde Jerusalems an Ihm begangen. "'Wir wollen nicht, dass dieser über uns herrsche! 'Crucifige Eum'!" Sie hat ihre gottgegebene Sendung, Träger und Förderer des Christentums zu sein, schnöde verraten. Und das mit unbekehrbarer Hartnäckigkeit; mit unheilbarer Verblendung; mit pharisäischer Bosheit. Grenzt es nicht an Wahnsinn? Der liebe Gott will, dass wir auf den Füssen stehen und uns bewegen. Und wir, in unseligem Trotz, stellen uns auf den Kopf(!) und versuchen upside-down zu wandern, mag uns auch tausendmal schwindlig dabei werden! Er hat uns Seinen Eingeborenen als einzige Rettung hingestellt, und wir, in unseliger Torheit, fegen Ihn beiseite! Man reisst die Sonne vom Firmament und wundert sich, dass grauenvolle Nacht herniedersteigt! Ja, an ihrer Christusfeindschaft sterben die Völker! Der Lieblingsjünger hat's gesagt: "Das ist das Schicksal der Erde, dass die Menschen die Finsternis mehr lieben als das Licht". Der Heiland selber hat bei Seiner Gefangennahme den Häschern zugerufen: "Dies ist Eure Stunde und die Macht der Finsternis". Schon früher hatte Er Seine Gegner gewarnt: "Wer mit mir, dem Eckstein, kämpfend zusammen stösst, den werde ich zermalen".

Und die Lehre aus Christi Königtum? Sie ist in kurzen Worten diese:

Statt kalter Ablehnung hin zu Ihm! Keine Kompromisse mehr wo immer es sich um Ihn handelt, sondern hl. Radikalismus! Christus muss wieder Trumpf werden; Christus und immer wieder Christus! So wie in der kathol. Kirche. Jesus ist der Kern und Stern und Mittelpunkt. Jesus der Untergrund, der Inhalt, die Autorität. Ihm dient, Ihm beugt sich alles. Ihm wölben sich die Dome, Ihm läuten die Glocken, Ihm jubeln die Chöre, Ihm dienen die Künste, Ihm schmücken sich die Altäre, Ihm brennen Kerzen und Weihrauch, vor Ihm liegt Sein Volk im Staub. Dem Jesus der Bibel gilt's; dem Jesus des hochheiligen Sakramentes; dem Jesus, der der König ihrer Familien, Stände und Körperschaften und die Wonne ihrer Heiligen ist. Nur hier liegt für uns und alle Völker der Ausweg aus dem unermesslichen Weh und Durcheinander der gegenwärtigen Zeit. Christus oder Chaos: das ist die bange Wahl.

Unkraut suchet mit Fleiss der Ehrabschneider im Garten;
Da, wo die Blumen steh'n, wendet er seitwärts den Blick.

* * *

Der Geizige muss hungern, weil der Teufel den Schlüssel zum Geldschrank hat.

* * *

Wenn alle Sünden alt werden, wird der Geiz jung.

* * *

Unsere Zeit ist nicht zu belachen oder zu beweinen, sondern als gestellte Aufgabe zu behandeln.

Te Deum

Grosser Gott, wir danken Dir für den Frühling der unsere Erde mit Blumenkränzen schmückt,
Für die Lichtflut im Sommer und für die reifenden Aehren,
Für den Herbst, wo alle Garben wie Leuchter Deiner Liebe strahlen,
Für die Stille im Winter, wo wir Deinen Herzschlag fühlen.
Wir danken, dass wir dir lobsingen dürfen unter deinen ewigen Sternen,
Dass unser Dank deine segnenden Hände erreicht und deine Himmel,
Dass du unsere Gebete hineinbettest in das Meer deiner Liebe,
Dass du uns aus Todesschatten in dein unvergängliches Licht führest.
Wir danken dir für deine Kirche, die uns in deine Arme trägt,
Für das Brot der Starken, das Kraft gibt zum Sieg über den Tod.
Für die Pilgerschaft auf deinen Strassen unter den Toren der Ewigkeit.
Wir loben dich mit den jauchzenden Chören der Engel,
Mit den Heiligen und Erlösten im dreifaltigen Lichte,
Mit unseren Glocken, die dein heiliges Jahr durchjubeln,
Mit den Festen des Glaubens, daraus unsere Freude erblüht.
Dich preist deine Schöpfung vom tiefen Tal bis zu den leuchtenden Firnen.
Die Sterne verkünden deinen Ruhm, jede Zeit durchjauchzt mit neuen Liedern den Himmel.
Wir jubeln mit dem Erdkreis das gewaltige Tedeum, das emporströmt zu dir.
Grosser Gott, wir danken, dass wir dir lobsingen dürfen unter deinen ewigen Sternen.
Amen.

(O. Schmidt-Genehr)

Der Teufel lacht

In einem Lande war Kulturkampf. Da sah man in einer Stadt an den Strassenecken ein Bild, das stellte einen Felsen dar, der von hohen Meereswogen umdroht war. Einige Männer rissen aus Liebeskräften an starken Ketten, die um den Felsen gewunden waren. Im Hintergrunde stand der Teufel und sah lachend zu. Unter dem Bild des Teufels standen die Worte: Meine Herren, lasst euch nicht auslachen! Ich, der Satan, arbeite mit meiner ganzen Höllenmacht beinahe schon zweitausend Jahre an diesem Felsen u. ich hab kein Stäubchen abbröckeln können. Und ihr wollt diesen Felsen umstürzen?

Es ist schon wahr, was Christus einst zu Petrus, dem "Fels" sagte und nun in der Kuppel der Peterskirche zu Rom steht und sieghaft in die Welt leuchtet: "... und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!"

Die stürzende Mauer

Ein Priester aus dem Sarntal (Schweiz) erzählt folgende Geschichte, die vor etwa 25 Jahren passiert ist: "Zu wiederholten Malen erklärte ich den lieben Kleinen die grosse Liebe und Fürsorge des hl. Schutzengels für die Kinder. Die heutige Erklärung dauerte kaum eine halbe Stunde, und mein Auge wurde dabei immerfort unwillkürlich auf die Wand festgebannt. Ich betrachtete die zwei Risse in derselben, und sie schienen mir zwar grösser als früher, aber noch nicht gefährlich zu sein.

Auf einmal zwang es mich zu rufen: "Kinder, schnell heraus aus den Bänken!" Im Nu waren sie heraus, und sogleich stürtzte auch die ganze Fläche der Mauer mit einem Krach über die Schulbänke herein. Acht bis zehn Kinder hätten unter den Trümmern der Schulbänke und der Mauer begraben sein können, wenn mich nicht der hl. Schutzengel im rechten Augenblick noch gemahnt hätte.

Angesichts des Schutthaufens wiederholte ich noch den Kindern die Lehre vom Schutzengel und verrichtete mit ihnen ein warmes Dankgebet. Zum Abschied rief mir ein sechsjähriges Mädchen noch nach: "Vergelt's Gott für den Schutzengel!" Ich aber wiederholte die Mahnung: "Kinder, verehrt den heiligen Schutzengel!"

EIN FREUDENTAG

Pater Leo Gabriel O.M.I. von Southey, Sask., ist ein stiller Mann. Man kennt ihn nicht viel im grossen Canada. Man kennt ihn nur um Grayson, Killaly, Lemberg, Strassbourg, Kronsberg und Silton herum, alles kleine Ortschaften nordöstlich von Regina. Dort hat er Jahre lang unter den schwierigsten Verhältnissen den Katholiken seelsorglich beiseite gestanden, hat sie getauft, auf den Empfang der hl. Sakramente vorbereitet, am Traualtar gesegnet, in ihrer Krankheit getröstet und auch so manchen hinausbegleitet zum Kirchhof. Neben dieser Priesterarbeit, die viel Fahrten und Reisen erforderte, fand Pater Gabriel O.M.I. aber immer noch Zeit, seinen Katholiken auch ein schönes Gotteshaus zu geben. Eine ganze Reihe schöner Kirchen sieht man heute an der sogenannten "Grayson-Linie" stehen, die Pater Gabriel erbaut. Die schönste von allen ist ohne Zweifel die grosse Pfarrkirche zu Southey, Sask. Als Pater Gabriel O.M.I. mit ihr fertig war, dachte er auch noch an das Pfarrhaus. Es stand mitten im kleinen Städtchen. "Damit der nächste Priester es leichter habe, muss ich es noch neben die Kirche stellen lassen," sagte er. Und vor ein paar Jahren machte er sich ans Werk und stellte auch das Pfarrhaus dorthin, wohin es gehört: Neben das Haus Gottes.

Sehr wenig bekannt ist unser guter Pater Gabriel. So dachte er es wenigstens. Als er dieses Jahr sein goldenes Ordensjubiläum feierte, musste er aber seine Meinung etwas ändern. Im August fuhr er nach Battleford, Sask., um an den Priesterexerzitien der Oblatenpatres teilzunehmen. Ueber vierzig Patres waren zugegen, die an einem besonderen Tage das Ordensjubiläum Pater Gabriels feiern wollten. Und es wurde auch in schönster Stimmung gefeiert. Ueber vierzig Oblatenpriester in der Seminarkapelle, am Altare Pater Gabriel, und neben ihm die hochw. Patres H. Bönig O.-M.I. aus Leipzig und K. Grötschel O.M.I. aus Reward, Sask., als Diakon und Subdiakon. Die Festpredigt hielt der Exerzitienmeister Pater Grand O.M.I. Als das feierliche Hochamt beendet war, stimmten die Patres ein so freudiges und kräftiges "Grosser Gott, wir loben Dich" an, wie es die Seminarkapelle zu Battleford wohl noch nie gehört.



Alte Kirche von Southey, Sask.

Dem feierlichen Festamt folgte das Festessen zu Ehren des Jubilanten. Während des Festessens ergriff der hochw. Pater Provinzial J. Bökenföhr O.M.I. das Wort und dankte dem guten Pater Gabriel im Namen der Provinz für alle seine Arbeiten und Mühen, die er als Oblate fünfzig Jahre lang geleistet. Und dann kann die Ueberraschung: Pater Provinzial lass:

Zum goldenen Ordensjubiläum sendet der Heilige Vater seine h e r z l i c h sten Glückwünsche, Gottes Gnade wünschend und den Apostolischen Segen erteilend. Cardinal Maglione, Staatssekretär Papst Pius XII.

Ein weiterer Glückswunsch kam vom hochw. Pater General des Oblatenordens, der sich augenblicklich in Frankreich befindet. Unter anderem schrieb der hochw. Pater General:

Im Namen unserer Oblatengenossenschaft wünsche ich Ihnen, hochw. Pater, aus ganzem Herzen zu danken für alles, was Sie in Ihrem langen Oblatenleben zur Ehre Gottes, zur Erbauung Ihrer Oblatenbrüder und für die Rettung der Seelen geleistet. Möge Gott Ihnen Kraft und Gesundheit geben, nach lange Ihr schönes Apostolat fortzuführen. Am 10. August lese ich eine hl. Messe für Sie. Beten Sie für mich. Theo. Laboure O.-M.I., Generaloberer.

Dann folgte ein Brief des hochw. Generalassistenten der Oblatenfamilie Pater J. Pietsch O.M.I.:

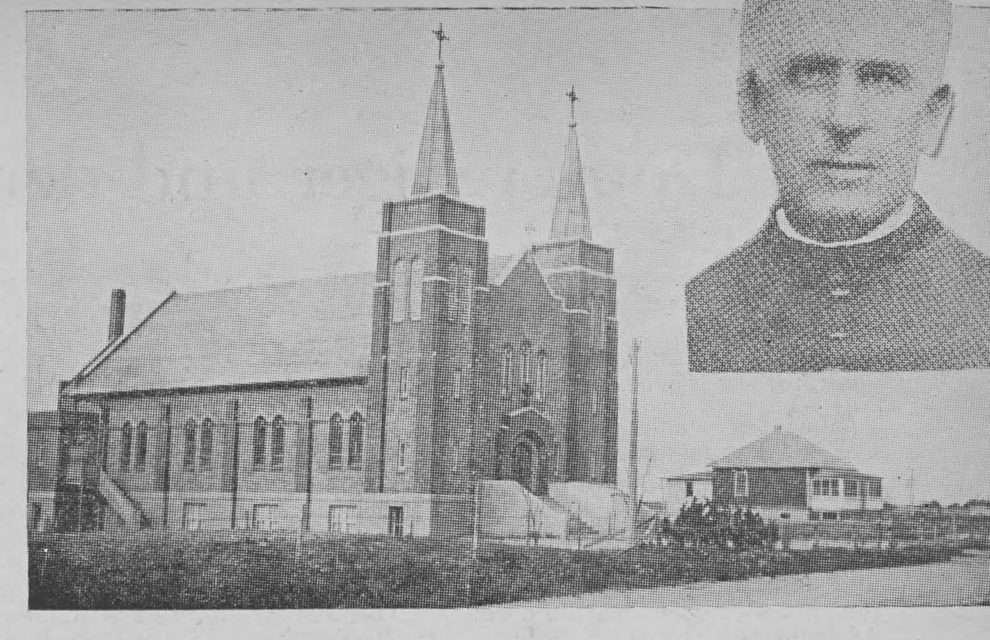
"Zu Ihrem Jubelfeste sende ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche. Ich vereinige mich mit Ihnen, um dem lieben Gott zu danken für all das Gute, das Er durch Sie in den 50 Jahren an den Seelen gewirkt hat. All die Mühen und Schweisstropfen sind nicht verloren. All die Arbeiten und auch die Leiden sind eingetragen in das Buch des Lebens und werden einst Ihre Himmelskrone verschönern. Gebe der Allmächtige Ihnen noch eine lange Arbeitszeit in seinem Weinberge."

Auch der hochw. Pater Leyendecker O.M.I. schrieb aus Rom dem Jubilanten. Andere Glückwünsche kamen aus den Vereinigten Staaten und aus allen Gegenden Canadas. Pater Gabriel staunte einfach darüber, dass er viel bekannter sei, als er es sich dachte.

Jetzt ist er wieder in seinem stillen Pfarrhaus in Southey. Ganz allein wohnt er dort, in

anspruchslosester Einfachheit. Nie hat er während seines langen Priesterlebens jemanden mit sich im Hause gehabt, der ihn versorgt hätte. Immer war er sich selber Koch und Zimmermädchen. Die guten Frauen der Gemeinde Southey lassen ihren alten Pater aber nicht im Stich. Sie kommen mit Besen und Staubwischer ins Pfarrhaus und putzen, dass alles nur so glänzt.

Pater Gabriel meint, er habe nun sein zweites "fünfzig" begonnen. Wir wünschen es ihm von ganzem Herzen. Möge er uns noch lange leben und gesund bleiben, denn wenn wir gerade heute etwas notwendig haben, so sind es alte, erfahrene Priester. "Im Priesterleben gibt es Frühling, Sommer, Herbst und Winter", sagte Pater Gabriel in seiner Jubiläumsrede zu Battleford. "Die jungen Priester sind erst in ihrem Frühling. Die müssen sich erst entwickeln zum wahren Mann Gottes, der das Leben kennt, dessen geistiger Führer er sein soll. Dann kommt die Sommerzeit des Priesters, die Jahre, da er schon weiss, wo er zuzugreifen hat, um Früchte zu ernten. Darauf folgt dann der Herbst, die späteren Jahre, die die Früchte der Priesterarbeit zeigen soll. Mit dem Alter kommt der Winter des Priesterlebens.



Pater L. Gabriel O.M.I. und die neue von ihm erbaute Kirche nebst Pfarrhaus in Southey, Sask.

Hat der Priester diese Zeit erreicht, dann kann er erst von sich sagen, dass er fertig ist, d.h. ein Mann Gottes, der auf Werke zurückschauen kann und der in sich die Mühsale und die Erfahrungen eines ganzen Menschenalters trägt."

Gott weiss, dass wir solche Priester brauchen. Und für uns heisst das: Vergessen wir unsere alten Priester nicht. Man übersieht sie manchmal viel zu sehr. "Altmodern" nennt man sie, wenn sie Urteile fällen, die in ihrer Erfahrung wurzeln und die man nicht immer versteht—weil man eben das Leben noch nicht genügend kennt. Im Altertum hielt man sehr viel auf den "Rat der Alten". Wäre es nicht so manchem von uns viel besser ergangen, wenn wir diesen oder jenen Rat, den uns ein alter Priester einmal gegeben, befolgt hätten?

Des hochw. Pater Gabriels Jubiläum möge uns alle wieder einmal zurückbringen zur Ueberzeugung unserer Väter: Ehre das Alter, gehorche ihm, und es wird dir gut gehen.

Gebet eines Priesters

Herr, lass mich nicht vergebens roden,
Die Pflugschar wird in harter Erde stumpf.
Wo Steine nicht den Zug der Furchen hemmen,
Versinket mein Gespann im Sumpf.
Lass nicht des Himmels kreischendes Gefieder
Die gold'ne Frucht aus brauner Schale rauben.
Lass mich in Hagelschlag und Ungewitter
An einen Herbst und an die Ernte glauben.
Drum will ich weiter pflügen denn und säen,
Den Pflugsterz fest in meiner Schwielenhand.
Und reifte eine Aehre nur auf schwankem Halm,
Dein Segen ruhte doch auf meinem Land.

(Hans Jakoby)

Frage dich immer in jeder Lage deines Lebens, ehe du handelst: wie könntest du hier am edelsten, am schönsten, am vortrefflichsten handeln? Und was dein erstes Gefühl dir antwortet, das tue!

Nimm dein Schicksal ganz als deines!
Hinter Sorge, Gram und Grauen
Wirst du dann ein ungemeines
Glück entdecken: Selbstvertrauen.

Dehmel.

Der Domprediger und der Opferstock

Weiche, violette Schatten durchsättigten die Dämmerung in den hohen Hallen des Domes, wie in den kleinen Rundkapellen, die das Chor umgeben . . .

Hin und wieder knisterten weiche Frauengewänder oder man hörte das Trippeln kleiner Füsschen auf den Marmorfliesen. Noch eine kleine Adoration auf den gebeugten Knien, und dann huschten die grösseren und kleineren Gestalten der Andächtigen hinaus. Einsam ward es in dem kleinen Kapellchen . . . Draussen herrschte ein Schneesturm und jedesmal, wenn er an den hohen, bleigefassten Kirchenfenstern rüttelte, schwankte das rote Licht der ewigen Lampe hin und her . . .

Hin und her. Und jedesmal strich der rote Lichtkegel über eine allerliebste Gruppe. Es war ja das Paradies der Kinder, die Kapelle mit der heiligen Krippe. In Lebensgrösse waren dort die Oechslein und Eselein zu sehen, die Schäflein und die frommen Hirten. Und drinnen, in dem höhlenartigen Bau, den eine flackernde Laterne mit aller nur denkbaren Naturtreue erleuchtete, war die heiligste aller Szenen figürlich dargestellt, die je auf diesem Erdenball sich abgespielt haben. Da stand der hl. Joseph, ein gar lieber, graubärtiger Alter, und blickte verklärten Blickes auf ein zartes Knäblein nieder, das ihm zu Füssen auf schneeigem Leintuch lag, und zur Seite, wie in Andacht versunken, halb den Blick zum Himmel erhoben, kniete die jungfräuliche Gottesmutter Maria . . .

Wie die Kinder hinströmten zu dieser wundervollen Krippe. Immer wieder hörte man das Trippeln und Trappeln der kleinen Füsschen. Und dann reckte man sich auf den Zehenspitzen empor, um auch ja alles ganz genau zu sehen. Und flüsternd machte eins das andere aufmerksam auf all die Wunderherrlichkeiten . . . Immer Neues fiel dem suchenden Auge auf . . . Was war das da, in der Ferne — ritten da nicht drei Männer mit goldenen Kronen auf hohen Höckertieren? . . . Ja, das waren die hl. Dreikönige Kaspar, Melchior und Balthasar — und so sehen richtige Kamele aus, so grau, so ruppig . . . Die kleinen Augen leuchteten . . .

Aber die Krone aller Wunder in diesem Paradies der Entrükkungen waren doch nicht einmal das Christkindlein, viel weniger die hl. Dreikönige — nein, das war das kleine, weisse Engelein mit den rosigen Flügeln, das da vor einem Opferstock kniete. Buchstabierend lasen die Kinder: "F-ü-r d-i-e a-r-m-e-n K-i-n-d-e-r d-e-r S-t-a-d-t". Und dann legte eins nach dem anderen seine kleine Habe hinein und jedesmal nickte der Engel dankend mit dem Köpfchen. Dieses Nicken des Engelchens zu sehen, das war den Kindern der höchste Genuss in der Krippenkapelle. Klingend und klappernd fielen immer neue Münzen in den hölzernen Opferstock.

*

Immer einsamer wurde es in der kleinen Kapelle.

Zwei unheimlich glühende Augen, die sich aus dem tiefen Dunkel, hinter einem Pfeiler hervor, in die Dämmerung hineinbohrten, hatten keine Zeugen. Schon lange Minuten waren vergangen, seit das letzte Geldstück in den Kasten gerasselt war, seit die letzten Kinderschritte in der Nähe des Domausganges verhallten . . .

Unsichtbar fast, wie ein Teil der Dunkelheit selbst, so trat jetzt langsam eine schwankende Gestalt hinter dem schützenden Pfeiler hervor. Leise, schleichende Schritte führten sie vorwärts, hinüber zu jenem Opferstock, an dem der nickende Engel für die armen Kinder der Stadt Gaben erheischte . . . Man hörte bald darauf das Knirschen einer scharfen Feile—und dann klang es, als ob stählerne Zähne in ein hartes Metallstück hineinbissen, vergebens sich mühend ein Loch zu graben . . .

Plötzlich fuhr ein Windstoss so heftig gegen die Kapellenwand, dass eines der Kirchenfenster aufflog und ein scharfer Lufthauch hineindrang. Zwei Kerzen in hohen Säulenständern, sowie die Laterne in dem Krippenhaus waren dem Verlöschen nahe. Der Kupferkessel aber mit dem roten Ewigen Licht schwankte an der langen Kette heftig hin und her . . .

Der hagere, unheimliche Geselle hielt in seiner Arbeit erschrocken inne und seine dünne Stahlfeile fiel klirrend zu Boden. Gleichzeitig war es, als ob ein tiefer Seufzer aus einer Menschenbrust den Raum durchschwebt habe . . .

Ein heiserer Fluch stahl sich über die Lippen des Hageren . . . Vergebens, so fuhr es ihm durch den Sinn, habe ich an den anderen Opferstöcken mein Heil versucht. Sie waren leer. Nun, wo mir in diesem Armenkästchen reicher Lohn winkt, wird mir auf einmal ängstlich? . . . Was war da nur? Flüsterten hier die Winde? — Leise tastete die schwankende Gestalt sich bückend zum Boden hinab, wo die Feile liegen musste . . .

Noch hatte er sich nicht wieder aufgerichtet, da schollen auf einmal Worte an sein Ohr . . . eine ängstliche, betende Kinderstimme:

"Liebes Christkind — höre mein Gebet — gib, dass der Vater wieder freikommt — aus dem Gefängnis — und wenn er schuldig ist — gib, dass er sich bekehrt—und ich, liebes Christ-

kind — ich will ihn dann ganz, ganz lieb haben! . . ."

Zwei unheimlich glühende Augen durchforschten das Dunkel. Richtig, da kniete etwas, wie eine weibliche Puppe, mit erhobenen Händen . . . Wie rührend die flehende Bitte an das Christkind klang! — Und wie lieblich die feuchtverklärten Augen blickten! — Und jetzt, das Zeichen des hl. Kreuzes: "Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen . . ." Und jetzt ein leises Dahinschlurfen, ein tastendes Schreiten durch den dunklen Ausgang der Kapelle — und leise verhallen die Schritte im Hauptgang des Domes. — Heftig zittert die Ewige Lampe an ihrer Kette . . .

Regungslos steht die hagere Gestalt. Die scharfe Feile bleibt am Boden liegen. Der nickende Engel auf seinem breiten Piedestal beruhigt sich wieder. Und au fden Boden dicht neben dem Opferstock, wirft sich der unheimliche Geselle in die Knie und birgt aufschluchzend sein Gesicht in beide Hände . . .

*

In der stillen Studierstube in der Villa des Dompredigers brennt das elektrische Licht über dem Arbeitspult. Der hochgewachsene Domherr mit dem bleichen, ernsten Gelehrtenkopf schreibt . . . Aber plötzlich lässt er die Feder sinken und schüttelt missmutig den Kopf . . . Es geht nicht.

Aber er weiss, wo er in solchen Augenblicken Erleichterung findet. Der Dom ist zwar verschlossen, es ist ja tiefe Nacht. Jedoch findet er immer Zutritt durch das Sakristeipförtchen . . . Hastig schlüpft der Domprediger in einen warmen Mantel, steckt eine Taschenlaterne zu sich und geht hinaus . . .

Auf gewohntem Wege schreitet er schnell aus. Der Schnee knirscht leise unter seinen Füssen. Echter Weihnachtsschnee . . . Die Sakristeitür klingt auf. Er durchschreitet das Längsschiff des Domes und wandert hinüber zum Chor, wo die Kapellen liegen . . . Dort, in der Krippenkapelle, wird er die Sammlung für seine aufgeregten Gedanken finden . . . und Stimmung für seine Weihnachtspredigt.

*

Tief in Gedanken versunken, noch immer in kniender Stellung, liegt der hagere Kirchenräuber am Boden. Plötzlich schrickt er zusammen. Ein Lichtstrahl fällt auf sein Gesicht und eine hohe Gestalt steht neben ihm. Eine Stimme dringt gleichzeitig an sein Ohr, eine merkwürdige, müde Stimme, und doch ist dem Frevler, als ob er diesen sonoren Klang schon einmal gehört habe. Nur drei Worte sprach der Priester:

"Folgen Sie mir!"

Der Hagere liess die Feile am Boden liegen und ging dem Licht der Laterne nach. Mit seinem hochgewachsenen Begleiter trat er auf die Strasse und mit gesenktem Haupte folgte er ihm hinüber in das hohe, düstere Haus in der Domgasse.

In seinem Studierstübchen legte der Domprediger Hut und Mantel ab und bot dann seinem unheimlichen Gast einen Stuhl. Jetzt erst fasste er die Gestalt näher ins Auge. Sie bot keinen erheblichen Anblick, diese fröstelnde Jammergestalt in zerlumpter Kleidung, mit verwahrlosten Zügen . . .

"Setzen Sie sich doch!"

Der Hagere sah den Priester an. Plötzlich stürzte er wieder auf die Knie.

"Ach!" rief er, "Sie erkennen mich nicht — ich bin — Franz Keitling, der Dieb . . ."

"Doch, doch!" sagte leise der Domprediger. "Gewiss — ich erkannte Sie! Sprechen Sie nun — machen Sie Ihre Seele leichter!"

Und ohne ein Wort zu verlieren, hing sich der Domprediger die Stola um und machte das Zeichen des hl. Kreuzes: "Im Namen des Vaters . . ."

"Ja, ja, so hat es begonnen!" flüsterte der Beichtende vor sich hin, "als das unschuldige Kind das Kreuzzeichen machte, fühlte ich die Erschütterung . . . Ja, ich will beichten . . ."

Niemand in der vornehmen Bischofsstadt hat erfahren, welche Guttat der Domprediger . . . burg an jenem Weihnachtsabend an einem der Strauchelnden und Sinkenden des Mendenen bereitet ist, die eines guschengeschlechts verübt und wie er ihm den Weg gewiesen hat, der ihn zurückbrachte zu einer ehrlichen, gesitteten Existenz. Jedermann aber, der die Festpredigt des ernsten, heiligmässigen Priesters hörte, erstaunte über die Macht der Beredtsamkeit, die seinen Worten entströmte. So tief, wie an diesem Weihnachtsfeste, hatte er selten die sonst so gleichgültigen Herzen gerührt, so flehend, wie nun, hatte er kaum je seine Gemeinde gebeten, dem menschgewordenen Gott eine Stätte in dem eigenen Herzen zu bereiten. Stille war es im weiten Dom, bis weit hinüber zur einsamen Krippenkapelle, als er — tiefaufatmend — seine Predigt schloss: "Das Kindlein zu Bethlehem hat der Welt den Frieden gebracht, möge er auch in euren Seelen Einkehr halten, jener Frieden, den der Engel verkündete, jener heilige Gottesfrieden, der allen ten Willens sind . . ."

Gesund an Leib und Seele sein,
Das ist der Quell des Lebens;
Es ströme Lust durch Mark und Bein,
Die Lust des tapfern Strebens.
Was man mit frischem Herzensblut
Und keckem Wohlbehagen tut,
Das tut man nicht vergebens.

Der Zaunkoenig



Eine Erzählung

von

Reimmichl

"Mein liebes Kind, selber in den Himmel gehen kann man nicht. Du musst warten, bis der Himmelvater kommt oder ein Engelein schickt und dich holen lässt."

"Wann kommt der Himmelvater oder das Engelein?"

"Das weiss ich leider nicht. Es kann alle Tag sein, es kann aber auch länger dauern — gerade so, wie es dem Himmelvater recht ist."

"Ich muss zur Mami — bald — bald! Warten tu ich nimmer."

"Hansl, sei g'scheit. Ich will dir etwas sagen. Du musst brav sein und frisch und munter, und fleissig beten und nicht mehr weinen; dann hat dich der Himmelvater lieb und du kommst schneller zur Mami."

Die Aeuglein des Knaben begannen wieder zu leuchten und zur alten Frau aufschauend, sagte er:

"Ich hab den Himmelvater auch lieb. Er führt mich schon zur Mami."

Dann trippelte er hinaus in den Garten. Nach einer Weile hockte er draussen auf dem Zaungitter und betete halb singend, halb sprechend:

"Jesuskindlein, komm zu mir,
Mach ein frommes Kind aus mir;
Mein Herz ist klein, soll niemand drin sein
Als du mein Jesuskindlein."

Der alten Frau rollten wieder die Tränen über die Wangen. — In der folgenden Nacht ging ein fürchterliches Hochgewitter über das Tal; in den Almen droben hagelte es. Doch zog am Morgen wieder ein schöner, blauhimmeliger Tag herauf, der ausser dem hochgehenden Talbach keine Spur vom Gewitter mehr sehen liess.

Als der Spengler, der bei einem Nachbar in nächster Nähe eine grössere Glasereiarbeit zu verrichten hatte, am Mittag nach Hause kam, war Hans, der Knabe, nicht da. Die Stieglmutter berichtete, das Kind habe eine Zeitlang im Garten gespielt; wie sie es dann nicht mehr sah, habe sie geglaubt, es wäre beim Vater. Man fragte in allen Nachbarhäusern und suchte durchs Dorf hinab und hinauf, ohne eine Spur des vermissten Kindes zu entdecken. Nach einiger Zeit liess sich der Scheibl-Jörg, ein alter, tauber Gemeindepfründer vernehmen, er habe das Büblein auf der Gissenbrücke drunten gesehen, wie es in den Bach hinabschaute. Der Talbach ging vom nächtlichen Gewitter her immer noch sehr hoch und seine braunen Wogen führten Geröll und Baumwurzeln mit sich. Da gab es nun kaum mehr einen Zweifel, dass der Knabe in den Bach gefallen und ertrunken war. Es wurden Leute aufgeboten, die talauswärts an den Bachufern suchten und alle Rechen und Schleusen der Sägewerke und Schmieden durchstöberten; doch war alle Mühe umsonst. Schiesslich musst man die Hoffnung aufgeben, auch nur die Leiche des Kindes zu finden.

Lenz, der Spengler, tat schier wahnsinnig. Er raufte sich Haar und Bart aus, lief ohne Hut und Stock die Strassen auf und ab und heulte wie ein zu Tode getroffenes Wild. Der Stieglmutter machte er Vorwürfe, dass sie ihm nicht besser auf sein einziges liebes Kind geschaut habe. Die alte Frau verteidigte sich nicht, sondern weinte nur. Dann suchte sie den verzweifelten Vater zu trösten.

"Schau, Lenz,,' sagte sie, "was unser Herr tut, ist wohl getan. Wer weiss, ob das Unglück für den Hansl nicht zum Glück ausgeschlagen hat. Ich mein' alleweil, dass die Vroni gekommen ist, ihr Bübl zu holen."

"Und mein Bübl? Es ist auch mein Bübl!" schrie der Spengler.

Dann wurde er auf einmal ganz still und hockte stundenlang auf einem und demselben Fleck in der Kammer, dumpf vor sich hinstierend.

Es vergingen zwei Tage und zwei Nächte. Am dritten Tag mittags rief eine helle, frische Stimme vor dem Spenglerhaus:

"Der Zaunkönig ist nicht tot. Der Zaunkönig ist in die Alm verflogen."

Der Rufende war der Mair-Gustl, ein Hirt in der Luzenn-Alm, den der Senner mit der frohen Botschaft zu Tal geschickt hatte. Halb wichtig, halb lachend erzählte er, dass sie heute Morgen zum Roten Mannl (Name einer Bergfigur)

hinaufgestiegen seien, ein verlaufenes Kalb zu suchen. Da wären sie plötzlich auf ein Kind gestossen, das im Zettengebüsch (Zetten-Alpenrosen) drinnen schlief; als sie näher zuschauten, sei es richtig der Zaunkönig gewesen. Das Bübl sei frisch und gesund, nur etwas verhungert und sitze jetzt droben in der Maier-Kaser (Sennhütte).

Da gab es für den Spengler kein Halten mehr. Er sprang durchs Dorf hinab, über die Gissenbrücke und rannte so schnell den jenseitigen Berg hinauf, wie wenn er auf der Landstrasse ginge. In dritthalb Stunden war er schon droben bei der Mair-Kaser. Auf der breiten Holzbank vor der Tür hockte sein Büblein. Er stürzte auf das Kind zu, hob es zu sich empor, herzte und küsste es stürmisch und rief halb jubelnd, halb weinend:

"Hans! Hans! Hans! Mein Bub!"

Der Knabe schlang die Aermchen um seinen Hals un sagte:

"Tatti, ich bin in den Himmel gegangen, die Mami suchen."

"Um Gottes willen, Hans, wer hat dir gesagt, dass die Mami im Himmel ist?"

"Die Stieglmutter hats gesagt und ich weiss es selber auch."

"Du armes Kind, der Himmel ist viel zu hoch droben."

"Ja, ja", flüsterte der Knabe und zeigte mit dem Fingerchen zur gewaltigen Böschung des Himmliskopfes hinauf; "es ist weit, weit, weit in den Himmel."

"Und du hast so lange Zeit nichts zu essen gehabt."

"O ich hab viel Schwarzbeeren gegessen im Wald; dann ists finster geworden und ich bin eingeschlafen."

"Hast du nicht zu kalt gehabt? Barfuss bist du auch."

"Wie ich aufgewacht bin, hat die Sonne warm geschienen und ich bin weitergegangen . . . Ich hab viel, viel Wasser getrunken und die Füsslein haben mir weh getan und ich bin müde — müde gewesen. Dann hab ich mich niedergelegt und hab geschlafen. Einmal bin ich aufgewacht und es sind viel Sternlein über mir gewesen und dann ist die Mami gekommen und hat gesagt, ich bin noch viel zu klein, ich muss noch wachsen und ein grosser Bub werden, dann kann ich in den Himmel gehen."

"Hans, du musst bei mir bleiben. Wenn du fortgehst, hat der Tatti niemand mehr. Die Mami ist auch fort."

"Ja, ich bleib beim Tatti. Und wenn ich gross bin, dann gehen wir miteinander in den Himmel zur Mami, gelt?"

Der Spengler konnte nicht antworten, weil ihn das Schluchzen würgte. Er ging in die Kaser hinein und dankte dem alten Senner für die Mühewaltung um das Kind. Die angebotene Stärkung lehnte er ab, hob den Knaben auf seine Schultern und trug ihn rittlings den Berg hinab nach Hause.

III.

Es verging ein Jahr. Da war der Spengler Lenz, der nach dem Tode seines Weibes ganz in Leid und Trauer zu versinken schien, wieder der alte Flatterer geworden. Zwar hatte er die Vroni keineswegs vergessen, sondern er sprach oft von ihr und lobte sie über den grünen Klee. Auch schwor er, dass er nie mehr heiraten werde, erstens nämlich weil man in der Ehe die Unabhängigkeit verliere, zweitens weil er eine solche wie die Vroni in der ganzen Welt nicht mehr finde, drittens weil er seinem Bübl, dem Zaunkönig, keine Stiefmutter geben wolle, und viertens weil die Vroni seine Einzige sei und bleibe für Zeit und Ewigkeit. Trotzdem musizierte und sang und lurlte er öfter und lustiger denn je in den Wirtshäusern und es verging kein Tag, wo nicht in einem Gasthaus talauf, talab, der Flatterer zu treffen war Die geistigen Getränke verschmähte er allerdings nicht, doch hatte er selten einen Rausch, höchstens ab und zu einen Spitz oder einen Schwips. Auch ging er nicht wegen des Trinkens ins Gasthaus, sondern wegen des Singens und der Lustigkeit und der Gesellschaft. Zu seiner Gesellschaft gehörten hauptsächlich der Schnatterer und der Frackbichler, die mit ihm ein vollendetes Dreikleeblatt und zugleich ein musikalisches Terzett bildeten. Der Flatterer spielte Zither, der Frackbichler Geige und der Schnatterer Gitarre. Letzterer sang einen breiten, tiefen Bass, der Frackbichler einen weichen Bariton und der Flatterer einen lerchenhellen, oft auch krähenden Tenor. Seit dem Tode der Spenglersfrau war das ganze Kleeblatt wieder ledig; die drei standen auch im gleichmässigen Alter.

Der vulgo Schnatterer, richtig Kassl-Hannes, war seines Zeichens ein Hausierer und handelte mit Wollenzeug, hauptsächlich mit Kappen, Mützen und Hauben. Doch hausierte er nicht das ganze Jahr, sondern bloss die drei letzten Monate des Jahres, verdiente aber dabei soviel, dass er die übrigen neun Monate bei seinem Bruder, dem Kasslertischler, privat leben und ausserdem noch die Forderungen der Gastwirte mit Not befriedigen konnte. Er war ein breitschulteriger, untersetzter Mannsknollen, hatte einen runden Kopf, rote Nase, keinen Bart, graue Augen und strohgelbe borstige Haare, die am Kopf nach allen Seiten kerzengerad hinausstanden wie die Büschel eines Weihwasserwedels. Die grösste Bedeutung am ganzen Schnatterer hatte sein verhältnismässig kleiner Mund. Durch diesen heraus kamen nicht nur die mächtig dröhnenden Basstöne, sondern auch ein unendliches Geschwader von Klatsch und Tratsch, von Aufschneidereien und haushohen Bärengeschichten, die der Mann so oft und so lebendig erzählte, dass er schliesslich an ihrer Wahrhaftigkeit selbst keinen Zweifel mehr hegte. Davon hatte er auch den Namen: Schnatterer. Durch den kleinen Mund hinein aber flossen unzählige Gläser begeisternder Flüssigkeiten, von denen der Schnatterer unglaubliche Mengen vertrug. Mit acht Viertel

Wein oder neun Glas Bier war er noch vollständig nüchtern. Ueberschritt er dieses Mass, so bekam er einen Schwips; doch weiter als zum Schwips brachte er es nimmer, mochte er trinken, soviel er wollte. Dem Flatterer stand der Schnatterer um so näher, als er dessen Gevatter, der Taufgöt seines Bübleins, war.

Der dritte im Bunde hiess Karl Bichler. Dieser hatte, trotzdem er noch keine vierzig Jahre zählte, ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Als Sohn der früh verstorbenen Badersleut hatte er drei Jahre studiert, aus unüberwindlicher gegenseitiger Abneigung zwischen ihm und den Herren Professoren aber das Studium aufgegeben. Hernach erlernte er das Schneiderhandwerk und ging als Geselle in die Welt. Da r jedoch das Sitzen schwer ertrug, dehnte er seine Wanderungen immer weiter aus und verschwitzte dabei die ganze Schneiderei so gründlich, dass er kaum mehr einen Hosenknopf annähen konnte. Nun versuchte er es als Schankbursch und kam von einem Hotel ins andere; allein aus diesem Beruf warf es ihn auch hinaus, weil er die halbleeren Gläser allzu sauber ausputzte. Nach einiger Ruhezeit ging er mit einer Volkssängergruppe in die Lande und wurde dabei des Geigenspieles mächtig. Als sich aber die Sängergesellschaft wegen flauen Geschäftsganges auflöste, sass Karl wieder auf dem Trockenen. Jetzt wandte er sich der Kunst zu und trat bei einem Malermeister in der Stadt als Lehrling ein. Und am Malerberuf schien er endlich hängen zu bleiben. Wenigstens kam er nach einigen Jahren mit einem Meisterzeugnis nach Hause und begann in der Heimat seine Kunst auszuüben. Bilder malte er zwar keine, aber er verstand es trefflich, Kästen, Tische, Schränke, Stühle, Eimer, Wiegen und dergleichen in bunten Farben anzustreichen, hübsche Blümchen und Herzlein daraufzuzaubern, Gänge und Zimmer schön auszumalen und selbst alte Gemälde frisch zu überpinseln, so dass die Leute seine Kunst allgemein bewunderten. Fett wurde er davon gleichwohl nicht; denn erstens gab es in dem engen Kreis von Mitterkirch viel zu wenig Malerarbeit, zweitens war der Maler unverlässlich, weil er nicht nur Zimmer und Kästen, sondern auch die halbe Woche blau anstrich, und dadurch verlor er Kundschaften. Trotzdem ging Karl immer fein und nobel daher. Er war ein schlank gewachsener, netter Mensch, hatte eine weisse Hautfarbe, braunen, aufgezwirbelten Schnurrbart, gewellte braune Haare und trug mit Vorliebe städtische Kleider. Zwar musste er sich oft, wenn die Zeiten sehr mager wurden, mit älteren ländlichen Kleidungsstücken zufrieden geben, aber etwas Städtisches hatte er immer an, nämlich einen modischen, schwarzen Frack. Durch den Frack unterschied er sich von allen anderen Männern in Mitterkirch, die Bichler hiessen, und von diesem Kleidungsstück hatte er landauf, landab den Namen Frackbichler errungen. Ganz schlecht ging es ihm nie. Wenn es ab und zu vorkam, dass ihm nicht mehr der Wein, sondern das hellichte, harte Wasser an den Mund reichte und die Hungerglocken leise anschlugen, griff ihm immer wieder seine Tante, die verwitwerte Krämersfrau Scholl, die kinderlos und reich war, unter die Arme. Die Frau Witwe Scholl hatte ihren Schwesterssohn Karl, der ihr schon als Kind ans Herz gekrochen war, her und her unterstützt und liess auch öfters verlauten, sie werde ihn einmal, wenn er ihr keine Unehre mache, mit einem schönen Erbe bedenken. Darauf baute der Neffe hohe Luftschlösser und verlor niemals seinen guten Humor, ausser wenn er sich einen schweren Zopf angetrunken hatte; in solchem Zustande pflegte er nämlich zu weinen wie ein Kind. Im übrigen war der Frackbichler auch ein Dichter und erfreute seine liebe Tante nicht nur an ihrem Namenstag und Geburtstag, sondern auch bei anderen Gelegenheiten mit hochtönenden Versen, wofür er dann jedesmal eine klingende Belohnung einheimste.

Seit der Flatterer wieder ganz unabhängig geworden war, arbeitete er fast nichts mehr und verzehrte langsam, aber sicher, das kleine Kapital, das ihm die Vroni hinterlassen hatte. Die meiste Zeit verbrachte er in den Gasthäusern, wo auch seine zwei Kumpane, der Schnatterer und der Frackbichler, sich treulich einfanden und ihm halfen, den Gästen, an denen es niemals fehlte, mit Possen und Sang und Spiel den Narren zu machen. Das Schlimmste an der Sache war aber, dass der Flatterer seinen jetzt siebenjährigen Bub, den Hans, immer mit sich ins Gasthaus nahm. Und das Allerschlimmste war, dass der Junge beim Spielen und Singen der drei Wirtshausbrüder mitwirken musste. Der Flatterer hatte für den Knaben, der musikalisches Talent besass, eine Harfe gekauft und ihn während des langen Winters ohne sonderliche Mühe eine Anzahl Märsche, Walzer und Ländler spielen gelernt. Auch ein Dutzend Schnaderhüpfeln konnte der Bub, die er zwar nicht verstand, aber ganz schneidig sang. Nun setzte der Flatterer einen Stolz darein, seinen Jungen als Wunderkind vorzuführen und mit ihm überall Parade zu machen.

"Hö, mein Zaunkönig ist einer, gelt?" prahlte er; "im ganzen Langtal wachst kein solcher. Er spielt und singt jetzt schon besser als der Schulmeister. Was wird erst in zwanzig, dreissig Jahren aus ihm werden?"

"Ein Flatterer", rief eine Stimme.

"Das wär nicht das Schlechteste, hahaha. Aber der Zaunkönig wird ein Virtuos, ein Opernsänger, vor dem ihr noch alle einmal den Hut lupfen werdet".

Ein bischen stolz auf sein Patenkind war auch der Schnatterer und er erzählte Wunderdinge von den Fähigkeiten des Knaben, während der Frackbichler, der überhaupt die Kinder gern hatte, den Jungen tief in sein Herz schloss. Im übrigen freuten sich die beiden, dass ihre Instrumentalmusik durch die Harfe eine Erweiterung fand und bedeutend voller klang. Von den

Wirtsleuten und den Gästen wurde dem Knaben viel Lob und Beifall gespendet, namentlich wenn er mit seinem hellen Stimmlein die Schnaderhüpfeln trillerte. Nur seiner kindlichen Unbefangenheit war es zu verdanken, dass ihm nicht der Dünkel ins Köpfchen stieg. Ein bischen eitel wurde er immerhin. Da erfuhr er aber einstens eine Demütigung.

Der Schnatterer wollte seinem Patenkind durchaus das Weintrinken lernen.

"Junger, trink!" mahnte er; "der Wein ist ein starkes Element."

"Ja, so stark, dass er Männer umreisst, hihi", lachte die Kellnerin.

"Madl, schliess deine Kaffeklappe und red nicht über Dinge, von denen du keinen Verstehstus hast", rumorte der Schnatterer; "alles was stark ist, macht stark. Vom vielen Essen bekommt man einen dicken Wanst und das ist nicht nur schädlich, sondern auch grässlich. Eine Kraft bekommt man nur vom Wein. Darum musst du trinken, Junger."

Der Knabe nippte am Weinglas und verzog den Mund vor dem sauren Geschmack. Da trat der Frackbichler ins Mittel und sagte:

"Ja, freilich, Hansl, er ist dir zu sauer, gelt? Aber dem kann man schon abhelfen, wart nur."

Er holte die Zuckerbüchse und tat fünf, sechs Bröcklein Zucker in den Wein, den er dann mit einem Löffel aufrührte.

"So, Hansl, jetzt schmeckt er anders, trink nur!"

Der Knabe schaute fragend den Vater an. Dieser nickte zustimmend:

"Ja, der süsse Wein macht eine helle Stimme."

Nun trank der Knabe und weil ihm die Flüssigkeit schmeckte, trank er das Glas in kurzer Zeit leer. Der Frackbichler aber mischte ihm noch ein zweites und drittes Glas mit Zucker.

"Man wird doch ein Wasser dazugeben müssen", riet die Wirtin.

"Was? Wasser?" erhob sich der Flatterer lachend dagegen. "Der Zaunkönig ist kein Fisch, sondern ein Vogel. Und wer singen kann wie ein Vogel, der verträgt auch einen Wein."

Allein bald wurden die Weingeister dem Jungen doch zu kritisch. Sie schaukelten in seinem Magen, verloren dabei das Gleichgewicht, drehten den Magen um und entleerten dessen Inhalt in breitem Strom über den Tisch und in die Gitarre des Schnatterers hinein Dem Ausbruch folgte ein schallendes Gelächter der Gäste, das sie beinahe raufend mit den Lachern geworden wären. Der Knabe weinte vor Scham,aber noch schlimmer war, dass er glaubte sterben zu müssen, so krank fühlte er sich. Man brachte ihn in einem Zimmer des Wirtshauses zu Bett, wo auch der Vater neben ihm übernachtete.

Von diesem Tage an empfand der Zaunkönig einen solchen Hass und Abscheu gegen Wein und alle geistigen Getränke, dass er jahrelang keinen Tropfen davon trinken, ja nicht einmal an einem Glas riechen konnte. Auch wollte er nicht mehr im Gasthaus Musik machen, weil er sich vor den Leuten schämte. Sein Wille hielt aber vor dem Drängen der drei Kumpane nicht lange stand und das Treiben ging weiter. Oft wurde der Junge, namentlich wenn die Sitzungen im Gasthaus recht lange dauerten, vom Schlafe übermannt und setzte im Spielen aus oder griff falsche Töne. Dann lachte der Flatterer, legte den Knaben auf einer Bank nieder, schob ihm seinen Rock unter den Kopf und liess ihn schlummern. Der Bub wachte dann auch nicht mehr auf, wenn ihn der Vater auf die Arme nahm und heimtrug, sondern schlief, das Köpfchen an des Vaters Schulter auflegend, fest weiter. Nicht selten trat der Flatterer auf dem Heimwege, besonders wenn er angeheitert war, mit dem schlafenden Knaben in den Friedhof, suchte das Grab seiner verstorbenen Gattin auf und hielt mit ihr halb wehmütig, halb lustig Zwiesprache. Dabei gab er auf seine Reden selber Antwort und es ging beiläufig so:

"Liebe Vroni, heut ists wieder spät geworden, leider — leider! . . . Aber ich kann nicht helfen — der Gevatter Kassl und der Frackbichler haben mich so lang aufgehalten."

"Ja, ja, Lenz, diese Ausreden kenn ich. Du bist immer das unschuldige Osterlampl und die andern steckst du hinein."

"Man braucht just kein Osterlampl zu sein, wenn man nur ein braver Mensch ist. Ich hab einen guten Willen, aber das Menschenfleisch ist schwach. Du musst mir noch einmal verzeihen, Vroni."

"Verzeihen wär leicht, wenn du dich nur einmal bessern tätest. Aber du bleibst immer der gleiche Flatterer."

"Geh, Vroni, tu nicht brummeln. Ich hab dich lieb. Wenn du nicht fortgegangen und bei mir geblieben wärest, wär ich längst schon ein Heiliger."

"Ja, ein weinroter Heiliger, wie noch keiner im Kalender steht . . . Aber geh jetzt nach Hause, Lenz, und tu schlafen, sonst wirst du noch krank und unser Bübl hätt keinen Vater mehr."

"Da hab gar keine Sorge, Vroni. Ich bin gesund und frisch wie ein Fisch. Und auf das Bübl schau ich wie auf meinen Augapfel, da fehlt sich nichts. Es ist da bei mir, das Bübl und lässt dich schön grüssen . . . Jetzt gehen wir aber heim. Behüt dich Gott, liebe Vroni, Gute Nacht!"

Einmal liess der Pfarrer den Spengler rufen und machte ihm ernste Vorstellungen, dass es mit einem solchen Leben nicht weiter gehen könne — er richte sich selbst und namentlich sein Kind elendiglich zugrunde. Da verteidigte sich aber der Flatterer:

"Hochwürdigster Herr Pfarrer, die Leute reden viel, wenn der Tag lang genug ist und Sie dürfen nicht alles glauben, was geredet wird.

Ich bin in einer traurigen Lage. Heiraten mag ich nimmer, weil ich die Vroni nicht vergessen kann, die Stieglmutter, die mir lange ausgeholfen hat, ist krank, und eine Wirtschäfterin zu halten, tragts mir nicht. Da muss ich mir selber die Wirtschaft führen, kochen, aufräumen, putzen und ich komm oft den halben Tag zu keiner Spenglerei. In der Küche braucht man oft etwas und da bleibt einem nichts anderes übrig, als zum Krämerwirt hinüber zu gehen und das und das zu holen. Dass man dann ein bisschen in die Stube hineinsitzt und ein halbes Glas Wein trinkt, ist schon wegen der Kundschaft notwendig; denn der Krämerwirt hat viel zu spenglern. Den Buben muss ich natürlich mitnehmen, sonst geht er mir wieder auf und davon in den Himmel, hehehe... Der Zaunkönig, hehehe, der Hansl, ist ein unschuldiges, gutes Kind. Eigentlich hätt er schon dies Jahr in die Schule gehen sollen, aber Sie wissen selbst, Hochwürdigster, dass der Doktor gesagt hat, er ist noch zu schwach und tut zu hart gehen mit dem krummen Füsschen. Nächstes Jahr schick ich ihn aber doch und Sie werden sehen, was das für ein hellköpfiger, sittsamer Bub ist. Trinken tut er nichts als Wasser und im Gasthaus wirds ihm gleich langweilig. Dann klimpert er ein bisschen auf einem Instrument, wenn just eines da liegt, wie es halt die Kinder tun. Da ist nichts dabei. Lange bleiben wir überhaupt nie im Gasthaus, höchstens ein, zwei Viertelstundchen. Dann gehen wir heim, tun essen und beten und schlafen hernach gesund und ruhig wie die Gerechten."

Nach dieser langen Rede versprach der Flatterer alles, was der Pfarrer von ihm wünschte, und ging dann lachend nach Hause, ohne sich weiterhin um das, was er versprochen hatte, zu kümmern.

Viel schärfer als der Pfarrer fasste der Gemeindevorsteher den Kunden.

"Du, Lenz, Flatterer", sagte er streng, "so wie du es jetzt treibst, hat es keine Gattung mehr. Dein Haus verlottert, die Spenglerei hast du auf den Nagel gehängt, das Geldl von deinem Weib, das eigentlich dem Kind gehört, verplemerst du, und dem Kind bist du kein Vater, sondern ein Verführer. Wenn die Sache nicht bald anders wird, muss dir die Gemeinde einen Riegel schieben."

Einen Augenblick war der Flatterer wie vor den Kopf geschlagen, dann brauste er auf:

"Das Haus gehört mir und das Kind ist mein Kind, und für die Spenglerei zahl ich die Steuer, und da lass ich mir von keinem Schnepf etwas darein schaffen. — Red noch ein Wörtl, dann geh ich zu Gericht und klag dich auf Ehrenbeleidigung."

"Geh nur, du wirst schon etwas erfahren", entgegnete der Vorsteher ruhig, aber bestimmt. "Uebrigens bin ich nicht da, mit dir zu streiten. Gesagt hab ich dir, was zu sagen war. Es ist die erste und letzte Mahnung. Wenn du nicht hören willst, musst du fühlen, das heisst, die Folgen tragen."

Mit diesen Worten kehrte er dem Flatterer den Rücken. Dieser erzählte nachher den Auftritt seinen zwei Spezi. Da gingen die beiden heiss in die Höhe.

"Was bildet sich der Grosskopf ein?" polterte der Schnatterer; "dem werd ich die Schärfe noch herabtun. Ich erzähle Geschichten, dass ihm die Ohren singen."

Der Frackbichler aber erklärte feierlich:

"Der Güter höchstes ist die Freiheit, und die Freiheit lassen wir uns von niemand beeinträchtigen. Ich habe Freunde draussen in der Stadt, auch Advokaten, die unser Recht schützen werden. Und jetzt wollen wir dem Gemeindegrossmongul gerad extra zeigen, dass wir freie Männer sind."

Vierzehn Tage nachher war eine grosse Hochzeit in Mitterkirch und am Abend ging es beim Krämerwirt hoch her. Bis vier Uhr früh dauerte der Tanz, zu dem die drei nassen Brüder mit Hänschen, dem Zaunkönig, die Musik besorgten. Das Büblein war nach ein paar Stunden matt und schläfrig und man musste es etlichemale auf der Bank ausruhen und schlafen lassen. Dann gab man ihm wieder Kaffee ein und drängte es zum Mitspielen, wozu es sich nur widerwillig und weinend herbeiliess. Dem Gemeindevorsteher wurde schon am Morgen der ganze Hergang berichtet und er fuhr noch am selben Tage hinaus zum Bezirksgericht nach Aichenau.

Zwei Wochen später, an einem Sonntag, kam der Bezirksrichter nach Mitterkirch herein, hatte mehrere Besprechungen und lud dann das luftige Musinkanten-Trio vor den versammelten Gemeindeauschuss. Dort erteilte er dem Schnatterer und dem Frackbichler eine strenge Vermahnung, die die beiden hängenden Kopfes, ganz still und mausig, entgegennahmen. Dem Flatterer hielt er eine gesalzene Strafpredigt und teilte ihm mit, dass er kraft amtlicher Entscheidung unter Kuratel (Vormundschaft) gestellt sei und sein Söhnlein der väterlichen Obhut entzogen werde. Der Flatterer schaute hilfesuchend auf seine zwei Freunde, die aber zerknittert und ertattert dastanden und sich keines leisen Wörtleins vermassen. Als von bester Freundesseite jegliche Schützenhilfe ausblieb, verlegte sich der geschlagene Mann aufs Bitten, aufs Versprechen und zuletzt gar aufs Weinen. Aber da gab es keinen Pardon. Der schneidige Vorsteher, als Kurator des Entmündigten, tat ihm kund, was er fortan zu tun und zu lassen, und dass er über nichts mehr frei zu verfügen habe. Und Hans, der Zaunkönig, wurde noch am selben Tage zum Greit am Berg, einem kinderlosen älteren Bauer, der ein entfernter Verwandter der Vroni war, in Obhut und Pflege gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

THE MARIENBOTE: 1932—1942

On its tenth anniversary, the Marienbote will go forth to its readers in an enlarged and festive fashion edition. It is indeed an occasion that will cause joy to its readers, as well as to its publishers. An anniversary such as this marks indeed a milestone in the history of the Catholic Press in Western Canada.

The Marienbote had an humble beginning. Its scope was limited, and the number of its readers was small. Born in the parish of St. Mary's in Regina, its sole ambition was to present parochial news and articles of Catholic interest to the members of the parish. Father A. J. Schimnowski, O.M.I., who then the Pastor of St. Mary's Parish in Regina, together with members of his staff, began the Marienbote. Father A. Schaller, O.M.I. was its Manager and Editor. Editor of the English section was Very Rev. J. Boekenfoehr, O.M.I., now Provincial who also managed the publication and edited it when Father Schaller was appointed Pastor of Prelate.

Under the zealous Management of Father Schaller and the co-operation of the Fathers and of Very Rev. Father Thomas Schnerch, O.M.I., then Provincial of St. Mary's Province, the parochial bulletin blossomed forth into a regular Family Magazine. Rev. Father Thom. Schnerch, O.M.I. subsequently edited the Marienbote from Battleford.

Every beginning is hard, but that of the Marienbote was particularly so. The spirit of its founders reflected the spirit of the pioneer West. It was a spirit of unbounded optimism and confidence. The times when drought blighted the crops, and brought poverty and dissatisfaction into many a western

ST. MARIENBOTE

MONTHLY FAMILY JOURNAL

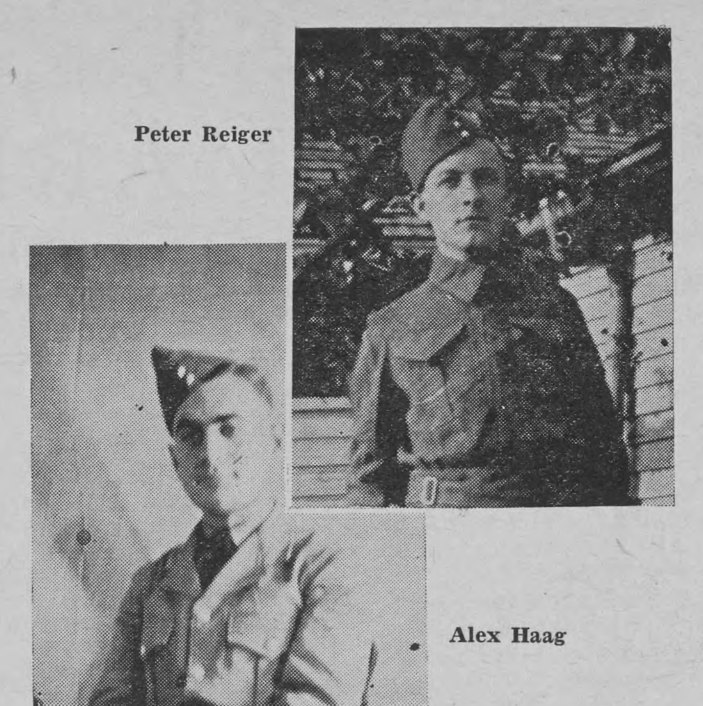
Vol. XI. October, 1942 No. 1.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. — Subscription: $1.00 a year.

home. Families , lacking the consolation of religion and the blesings of the Catholic viewpoint on life were especially hard hit. If they were to be saved for God and country, they must recieve the benefits of the Catholic press.

With this in view, the Oblate Fathers decided to extend the Marienbote from a parochial to a national magazine. This decision, in spite of the Deppression and the advice of the timid, was put into force in 1933. The obstacles were enormous. The Marienbote was unknown and poor. It must go forth, like the Apostles, into a world that knew them not. Only the zeal of its founders, and the co-operation of its friends and readers, made possible not only its continued existence, but growth as well. Step by step it has grown. Year by year its foundations have become firmer, and the number of its readers larger, until today it can truly be called a nationel magazine— of national and international importance. Its articles are reprinted and quoted by other magazines in Canada, the United States and even in South America.


Peter Reiger

Alex Haag

Two employees of the Marian Press who are with the Armed Forces.

This phenomenal growth of the Marienbote is a true indication that its services are appreciated. The truly Catholic realized that we must have an antidote for the secular and wordly publications that flood the world and inject, very often, poisonous ideas in the minds of the young. But there are, alas, also many heads of Catholic families who have never realized this fact. They see no need for either a Catholic magazine, or at least for so many.

The good Catholics will rejoice on hearing that, according to the latest statistics, there are 9,125,655 readers of Catholic periodicals in the United States. But we should not be too optimistic. Statistics can be very deceiving. The state of the Catholic press in America is aptly analized by a famous European monthly that wrote in 1937, "Catholicism in the U. S.A. stands in the forefront in the realm of the private hospital, but it has as yet no outstanding Catholic daily newspaper." This is the great weakness of the Catholic Church in America.

In democratic countries, the great slogan of the statesmen and patriotic citizens has been, the "Seperation of Church and State". Rightly understood, the Church can work under this system. But that has not been the case. Even zealous Catholic laymen have misunderstood this principle. They thought that the activity of the Church should be restricted to the sacristy; to the administration of the sacraments, to preaching, and to burying of the dead. Any activities outside of the Church were frowed upon as being a violation of that principle of the Seperation of Church and State.

Any Catholic, with an ounce of brains, wil readily realize that the Lord's injunction, teach ye all nations", must be obeyed by the Church. It is the duty of the Church to make everything conform to the teachings of Christ. Christ taught not only a doctrine, but a code of morality for all peoples. Thus the Church is vitally interested in whatever affects the State, laws, science, education and even recreation. Laws may violate the rights of individuals, or societies. Education, as imparted in State schools, may teach atheism, communism or other unchristian doctrines. The Church, to be true to its divine mission, must pronounce judgement upon these things, and endeavour to right all the evils that threaten to infiltrate into our public life.

It is the function of the Catholic Press, as the public mouthpiece of the Church, to fight against everything that threatens its doctrines, or the morality of the individual or society. And this brings us back to the point previously mentioned. Do these nine million readers of Catholic periodicals in the United States receive magazines that defend and champion the religious and national questions?

Every magazine and newspaper has its particular function, according to the aims of its publisher. There are numerous monthly and weekly Catholic periodicals that deal exclusively with religious missionary, or other pious subjects. They have their importance, there is no doubt. But what the Catholic press of today sorely needs is storm troopers, or Combat batallions; soldiers of the pen, marching in the vanguard of the Catholic periodicals, and whose purpose is to contact the enemy and overwhelm him with his weapons of Truth. Among the most potent of these weapons is, no doubt, the Catholic Daily newspaper. Have we such a newspaper in America today? No. We had an English daily, but it almost languished and died for lack of support. Today we in America must rely on our Monthly and Weekly magazines.

It is the purpose of the Marienbote to make up for this deficiency of the Catholic Press of America. The French-Canadians have their dailies, published in the East, as well as their Weekly magazines.

The German speaking Catholics of Canada had only one magazine published in their language, before the advent of the Marienbote. It was primarily for them, and their children to whom English is more familiar than their mother-tongue, that the Marienbote was directed. The Marienbote is meant to be a family monthly. It contains articles of Catholic interest that are meant to be enlightening and enjoyable. It should be for its readers a torch guiding them through the dense jungle of Falsehood and Untruth with which this world is filled,

And if the Marienbote is meant to be a guide and friend to all its readers, then each reader can become a guide and friend in like manner, whenever he gives his copy to a neighbor to read. Each reader can do even more. On this tenth anniversary of the Marienbote, he can himself become an Apostle, by sendng in a renewal to his own subscription, together with one or two new subscriptions for friends or relatives. In this way each reader can participate in the Apostolate of the Press, for the glory of God, the salvation of souls, and the destruction of all evil.

World's Soul is deathly sick:

Present ills of the world are rooted in apostasy from religious and moral ways of life.

Political and Social cures are sure to fail, if they ignore God's and nature's laws.

When national life is fed on hatreds of borderland peoples, when every nation is distrustful of its neighbor and must arm to the teeth to protect itself.

When the family which is the foundation of society, is ground to pieces in thousands of divorce wills.

When the child is no longer wanted.

When children are prohibited by law to learn about God in school.

When employer and employee will not collaborate for their mutual good.

THEN SOMETHING IS RADICALLY WRONG WITH A NATION'S SOUL

Thoughts from Sunday Visitor, —Article by Bishop Noll.

Of the fifty possessions that I value most I find that forty-eight of them had not cost me a dime! Only what I laid up mentally and spiritually had any real worth.

—Channing Pollock.

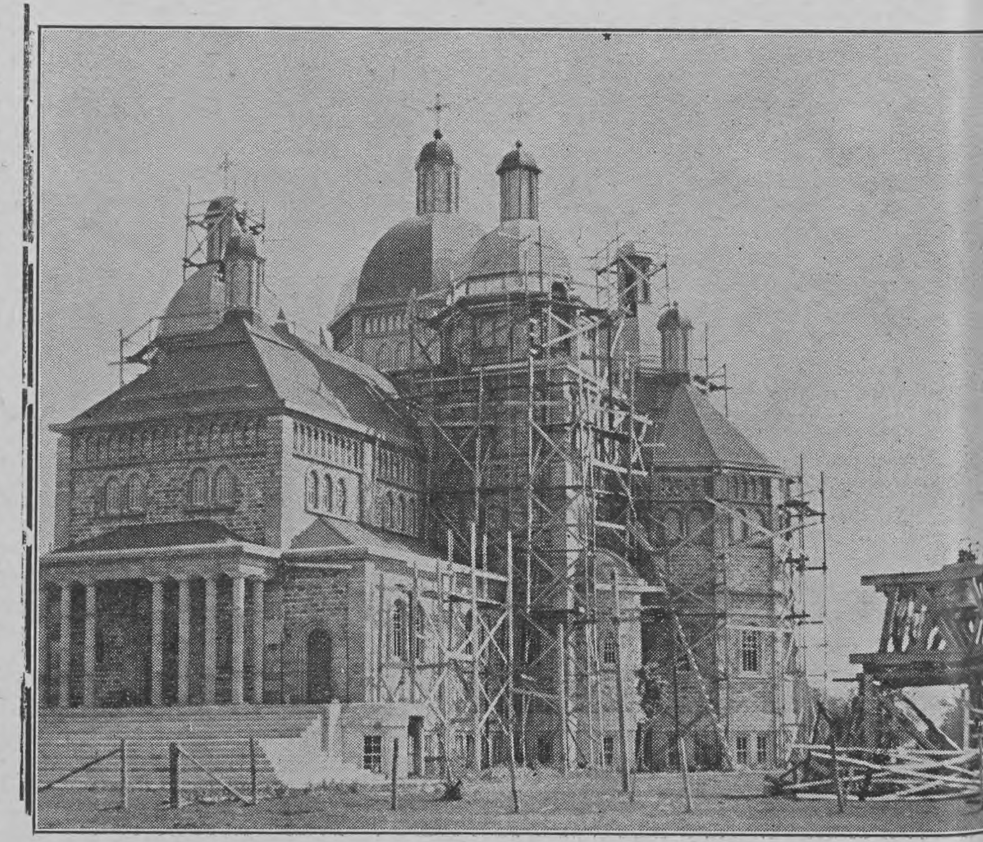
Our Lord tries those who are generous. He is so often disappointed in our trust that He eagerly seeks for a soul whom He can try, and rejoices when He finds one.

History and Development of St. Mary's Province

In 1841 six Oblate missionaries, four Fathers and two lay-brothers came to Canada from France. Today, after a hundred years, there are some 1600 Oblates active in this country. Each of these Oblates belongs to a particular unit of administration—either to a province or to a vicariate apostolic under the direction of an Oblate Bishop. There are five of these provinces and also five vicariates apostolic served by Oblate Bishops, priests and lay-brothers. One of the youngest of these provinces in Canada is St. Mary's, with headquarters at Regina, Saskatchewan. The administration of this province is entrusted to the Very Reverend John Boekenfoehr, O.M.I., Provincial.

St. Mary's Province was founded in 1926 in order to provide for the spiritual needs of German, Polish and Ukrainian immigrants of Canada. For over a hundred years the work of the Oblate missionaries consisted of all forms of priestly activity, but among the most difficult work undertaken was that of caring for the immigrants, who in constantly increasing numbers started to settle the vast prairies of Western Canada at the end of the last century. The first priests to devote themselves to working among the settlers were French Oblate Fathers, who long before the arrival of the newcomers had been active as missionaries among the numerous Indian tribes of the West. As settlers of German, Polish and Ukrainian origin came and established themselves on the prairies, many an old Oblate Indian missionary studied the language of the immigrants with whom he came in contact, so as to be able to at least hear their confessions in their mother tongue. But as the stream of immigrants constantly grew, the Bishops of the West—at that time Oblates—realized that it was high time to provide German, Polish and Ukrainian speaking priests. With this end in view they had recourse to the Oblate Province of Germany and requested assistance.

The first German Oblate in the West was Father Nordmann, whom we find laboring among the French and German speaking Catholics of Alberta in 1897. The actual beginnings of organized Oblate work among German, Polish and Ukrainian settlers are to be found at Winnipeg, Manitoba. Here in 1899 the two brothers, Father Albert and William Kulawy, who spoke both German and Polish, looked after the spiritual needs of the settlers in and around Winnipeg. Holy Ghost Parish was established in Winnipeg and services were conducted in both German and Polish. As the number of German continually increased it was necessary to erect a separate church. Thus was St. Joseph's Church founded by Father Cordes in 1904.



The Fathers at St. Joseph's founded the West Canada Publishing Company. Besides the "West Kanada" — at that time the only German Catholic paper of the West, — weeklies in English, French, Polish and Ukrainian appeared. During the war it became necessary

to cease publication of the "West Kanada"; it was afterwards replaced by "Der Katholik", published at Regina. Today the organ of St. Mary's Province is "Der Marienbote" published monthly at Regina in English and German.

Holy Ghost Parish was now composed of Polish and Ukrainian speaking Catholics. Besides looking after this parish, the Fathers who were stationed there, attended the surrounding missions. Even to-day the Fathers of St. Mary's Province are still in charge of the Elphinstone District, Tolstoi, Ashern, Cook's Creek, Selkirk and other settlements.

The work among the Ukrainians presented particular difficulties. In spite of the heroic sacrifices which the Fathers took upon themselves, they could never, as Roman Catholic priests, hope to gain the complete confidence of the Greek Catholic faithful. When finally impostors appeared on the scene, and masquerading as priests and even as bishops, played havoc among the undiscerning and gullible, the Oblates made known to the Ukrainian Bishops and priests of Galicia the sad plight of their compatriots in Canada. Oblate Fathers repeatedly journeyed to Europe in an attempt to obtain Ukrainian priests for Canada.

In the meantime two German Oblates, Fathers Ruh and Gelsdorf, were sent to Galicia to study the language and rite of the Ukrainians. With the permission of his superiors Father Ruh joined the Ukrainian rite and for more than 25 years has been working among the Ukrainians of Canada. The abundant fruits of his labors are attested by the numerous churches, schools and halls which he has built in Canada as well as in the United States. His most beautiful work is the Ukrainian Church at Cook's Creek, Manitoba. It is the largest Ukrainian Church in Canada, accommodating 2,000 people. It is in Byzantive style, and was erected practically by Father Ruh alone. Experts who have examined the structure state that such an edifice would not have been built for less than $300,000. Father Ruh's outlay was $45,000. This church is free of all debt.

From Winnipeg the Oblates went west to Saskatchewan. Here the centre of their field of labor was Regina, where at the time, the majority of Catholics were German. Since 1883 the Catholics of Regina had been ministered to by various priests, but in 1903 they welcomed Father August Suffa, O.M.I., who was destined to build up and develop a flourishing Catholic life in and about the city. Regina will ever remain indebted to the ceaseless labors of this devoted and energetic Oblate.

From Regina the Oblates spread toward the north — east to Grayson and west to the Prelate district. Here parishes were organized and churches built. The parishes in the vicinity of Regina were gradually taken over by the dio-



Oblate Fathers of St. Mary's Province.

First Row Left to Right: Rev. Fathers J. Kucharczyk, Winnipeg, Man. P. Hilland, St. Charles, Man. P. Grant, U.S.A. Very Rev. Fr. Provincial J. Boekenfoehr. Ph. Funke, Macklin, Sask. A. Sylla, Rama, Sask.

Second Row: St. Prokop, Selkirk, Man. M. Wecki, Fosston, Sask. Th. Schwers, Tramping Lake, Sask. J. Fuchs, Killaley, Sask. B. Ueberberg, Grayson, Sask. St. Wachowicz, Winnipeg, Man.

Third Row: A. Rabiega, Kuroki, Sask. J. Sajewicz, Toronto, Ont. J. Bednarz, Elphinstone, Man. F. Kosakiewicz, Melville, Sask. Th. Nowak, Sturgis, Sask.

Fourth Row: A. Michalik, Prince Albert, Sask. J. Lopuszanski, Oakburn, Man. C. Buchwald, Tolstoi, Man. R. Kosian, Lemberg, Sask. J. Czujak, Cook's Creek, Man. St. Baderski, Toronto, Ont. V. Ferdynus, Winnipeg, Man.

Fifth Row: R. Latussek, Rama, Sask. Ph. Ruh, Cook's Creek, Man. M. Smith, Toronto, Ont. H. Bermel, Regina, Sask. W. Merx, Regina. D. Netzel, Winnipeg, Man.

cesan clergy, whereas the five parishes of the Grayson district and the nine parishes in the Prelate district, in the diocese of Gravelbourg, are still administered by the Fathers of St. Mary's Province. Later Oblates organized parishes in the Rama district, to the north-west of Yorkton, Sask., and also in the vicinity of Prince Albert, where numerous churches were erected.

Further to the west, the province of Alberta provided a fruitful field of labor for Father Seltmann, Wm. Schulte, Nelz and Bieler. In spite of overwhelming difficulties they founded the now flourishing St. Boniface Colony at Spring Lake. Many an old pioneer recalls with gratitude the wonderful work of the Oblate Fathers in that particular district.

Fathers Sylla and Hermes worked in the vicinity of Banff. From there the former, accompanied by Father Paul Kulawy went to Edmonton where they organized all the Polish parishes in and around the City. After having built the beautiful Holy Rosary Church in Edmonton, Fr. Sylla first went to the north-east and then to the south where Polish parishes were established in spite of the greatest difficulties.

Simultaneously to the east of St. Boniface Colony a second large settlement, St. Joseph's Colony around Tramping Lake, was established by the Oblate Fathers. Even today this colony is the largest single field of labor of the Oblates on the Canadian prairies. Father Schweers was the first Oblate to say Mass in the District. To-

gether with Father Laufer, O.M.I., he is the cofounder of St. Joseph's Colony, which now consists of 12 parishes and 11 missions.

To the north of Battleford, Sask., Oblates were the first priests to labor among the settlers in the St. Walburg and Goodsoil districts.

As time went on these parishes and missions of the settlers continually developed. It became evident that in order to secure the best results among the peoples of German, Polish and Ukrainian origin, a certain uniformity of organization and administration was essential. Accordingly, in 1926 the General Administration of the Oblates at Rome created St. Mary's Province, to which all Fathers who devoted themselves to the spiritual needs of the immigrants of the West were to belong. Fr. Bernard Ueberberg, O.M.I., at present Parish Priest of Grayson, Sask., was named first Provincial. Forty Fathers taken from the other Oblate provinces of Canada were placed under his jurisdiction. Fr. Ueberberg was succeeded as Provincial by Fr. Thomas Schnerch (1929-1935), Fr. Ph. Funke (1935-1940) and Fr. J. Boekenfoehr (since 1940).

The first and most important task of the new Province was the training of young Oblate missionaries for work among the immigrants. For this purpose a novitiate at St. Charles, near Winnipeg, was canonically erected in 1930. In Winnipeg, St. Paul's College was opened in 1926 to foster vocations to the priesthood. Due to financial difficulties it became necessary to close the College in 1931. In the same year however, the old Government House of the North-West Territories at Battleford was purchased and converted into a scholasticate and juniorate. Since 1932 thirty priests have completed their studies in the scholasticate of St. Thomas and are now working among German and Polish speaking catholics of Canada. At present 24 clerics are pursuing their studies at the scholasticate while fifty boys are students of St. Thomas College.

Another undertaking of the Fathers of St. Mary's Province is the Marian Press at Regina. To provide the now organized parishes of German speaking Catholics with Catholic reading material, the Marienbote was published. Under the direction of Father Thomas Schnerch, Provincial, and at the suggestion of Father Schimnowski, the "Marienbote" apeared for the first time in 1932. It was primarily intended to be the organ of St. Mary's parish, but its editors, Father A. Schaller and J. Boekenfoehr, soon widened its scope to include all German speaking catholics of Canada. From its very inception it has had a double purpose — it serves as the organ of the Missionary Association of Mary Immaculate, which the Fathers have instituted in their parishes to make their people mission conscious; secondly it is a family magazine in the service of Catholic Action.

Today St. Mary's Province numbers 97 Fathers. 49 of these are laboring among German, 27 among Poles and 1 among the Ukrainians. Eleven Fathers are professors at the scholasticate and college at Battleford, one is connected with the Marian Press and two are military chaplains with the Canadian troops in England and in Canada. Centres of labor of St. Mary's Province at present are: Regina, Grayson, Tramping Lake, Kerrobert, St. Joseph's in Winnipeg, Holy Ghost in Winnipeg, Toronto, Prelate, Goodsoil, Rama and Battleford. Around each of these district centres a larger or smaller number of Oblate parishes and houses are grouped.

Besides these main works the Fathers also undertake the preaching of missions and retreats. They assist in parishes wherever a priest is needed. Each Father speaks at least three languages so that he is able to be of assistance in practically any parish at any time.

It is impossible to express in numerical terms what the Oblate Fathers of St. Mary's Province have done and are still doing among the immigrants of the West. At the beginning of the century these settlers, strangers in a strange land, were among the poorest and most neglected of the prairies, but assisted by the spiritual ministry with which the Oblate Fathers were able to provide them in their own mother tongue, by valuable advice and assistance in the trying times of the pioneering days, they built for themselves new catholic homes on the wide prairies of Western Canada. May the blessing of these works carried out at the cost of so many sacrifices and difficulties long bear witness to the indomitable pioneering spirit of the Missionary Oblates of Mary Immaculate.



It isn't your position that makes you happy or unhappy. It's your disposition.

"AS YE SOW...."

By LILLIACE M. MITCHELL

ADELE BEECHER and Neysa Hull moved into the adjoining brick house in the same week. Both rather shy little brides they became fast friends although they were as unlike as a rose bush and a raspberry bush. Adele Beecher immediately became a "joiner" in the growing suburb and before a year had gone Adele was officer in a half dozen organizations while Neysa Hull pored solemnly over house and garden magazines looking for the very best arrangements of kitchen and garden space.

"You're a silly," Adele pouted when Neysa refused to join the new literary circle. "Who cares about the kitchen! Why, just as long as there's a sink and a stove and a table and maybe a cupboard with lots of pots and pans and dishes—pouf! That's all I need to get a meal and I can get a good meal, too, Neysa. Don't you ever think I don't! Why, only last night I had potato chips—say, have you tried Mrs. Muulison's potato chips that they sell up at the corner grocery in waxed paper sacks? My goodness, you haven't. Well, you should, Neysa. They're only fifteen cents and a couple of sacks make a meal. But that wasn't what I came about. Now this new literary circle is going to study the writings of foreign authors. Is that something or is that something, I inquire."

Neysa laughed softly. "Oh, it's certainly something, Adele, but I must get the house in order now. In two or three years we may both be busy about other things. I want to get my garden planned so that I'll have the most possible produce from the tiny space we have to use. Instead of a hedge around the back, Adele, I'm going to have ever-bearing raspberries. Then all summer long there'll be a few berries every other morning: enough for breakfast and perhaps a few for jam, too. Then—"

"Oh, shoot!" cut in Adele. "You can buy the berries for as little as those bushes will cost you, Neysa."

"Canes, they're called," murmured Neysa. "They can be bought for six cents each and the subsequent years they'll be there at no cost whatever."

"Well, all I can say is that you are surely getting kitchen-minded when you will turn down an offer to join a literary group in favor of doing house and yard work. Maybe you'll change your mind," she ended hopefully.

NEYSA, however, did not change her mind. Serenly she moved about her house and garden work in a manner very methodical and soothing to her husband who came home on the five forty each evening. Sometimes he brought home a new book or a magazine which he read aloud to Neysa while she sewed under the lamp above her easy chair. More often they sat indolently talking of the small doings of their days.

"I can't understand how you folks can sit like that, evening after evening, chatting about nothing at all," scolded Adele in an affectionate fashion. "You two ought to be going places while you're young; you ought to be getting some enjoyment out of life."

"Oh, we enjoy ourselves, Adele. We each have a comfortable place with a good light and a little table—"

"My goodness! Theres' more to enjoyment of life than an easy chair and a good light! Why, girl, you aren't living at all! You're just being a couple of vegetables—"

Neysa waved one hand deprecatingly. "Now, now, let's not quarrel over these things, Adele. You have your ways and I, mine. I think you would be wiser to stay at home and learn to enjoy home pleasures, but whether you do or not is your problem. Oh, don't go yet. I want you to try some ice-box cookies I just learned about."

"Ice-box cookies!" scoffed Adele who knew nothing of the newer cookery ideas.

* * *

And so the years went on. The little circles of their lives never touched except in the fact that they lived next door to one another and really had a close affection, not for the happenings that concerned them both but for themselves. As soon as little Phil Beecher was big enough to pull his younger brother Richard around by one hand, Adele turned them both out of the house cheerily.

"They have to learn," she often said to Neysa. "You ought to do the same with your boys, Neysa. Adrian and Julian hardly go out of your yard. It's not good for them. They ought to run and get into mischief—yes, and even scratch themselves and hurt themselves. That's Life, Neysa. Don't tell your boys to stay inside the yard."

"Adrian and Julian want to stay inside," Neysa replied comfortably. "Why should they want to go away from home? They have their sand box and the little wading pool that we fill every warm day. They have the dog and the two rabbits and they have their toy unit with the swing and the bars and the rings. Send your youngsters over here, Adele, I'd as soon look out for four as two."

But Adele only tossed her head at this. She wondered if Neysa was trying to chide her in a gentle way because the Beecher boys had so very few toys.

"I cant' have a dirty dog tracking up the floors in my house," she defended herself. "It's all right to be good to children, Neysa, but there's no point in making a drudge of yourself. Children don't think any more of you, one way or the other. They just accept. I was reading that the other day. I do read once in a while, you know. Children just accept. They don't question. They just accept."

Neysa smiled and handed a paper plate with fruit over the edge of the back porch to the older of her two boys. Neysa never argued with Adele. Neysa just went along her own cheerful way.

It was when the four boys were in their middle teens that Adele burst out angrily one day. "You just make me tired, Neysa! You are making sissies out of your boys."

Sissies! It was a word calculated to anger Neysa and for the first time in all the years they had lived next door to each other, Neysa flared up enough to reply:

"Sissies? Who says my boys are sissies?"

"I do," countered Adele.

"If mine are sissies, then let me tell you what I think of your boys, my dear. Yours are little real ragmuffins of the streets — well dressed ragamuffins but ragamuffins just the same. You ought to be ashamed to keep your house clean and tidy at the expense of turning your own flesh and blood out of doors, rain or shine—just to keep a house nice for company! And as for mine being sissies—why are they sissies?"

"They stay at home too much," said Adele weakly, seeing that for once she had gone a step too far with the usually calm Neysa.

"There's no law that says boys have to roam the streets, morning, noon and night," replied Neysa.

"No, and there's nothing that says that a mother should slyly choose those gifts for her boys that will practically make them stay at home," said Adele in triumph.

"Sly? I — sly? Indeed not. Toys for children, gifts for adolescent boys—there's a psychology in the choice of those gifts. Give a boy a canoe and what does he do? Go away to some body of water where he can use that canoe. Give a boy a jigsaw or a lathe or a microscope or a book and what is the result? He stays at home. Boys may learn when they rush away from home, yes. But what do they learn, Adele? Just exactly what do they learn?"

"They learn about Life," said Adele uneasily. "A boy has to know about Life, doesn't he?"

It's a vague term, my dear," answered Neysa thoughtfully. "Perhaps I'm wrong but it has always seemed to me that the talk of a boy learning life is just an easy way of excusing one's laxity in looking after young folks. I don't want you to think I'm giving criticism of you. But I've always had more time to think than you have had, Adele. You've always gone here, there and everywhere and have been busy in the going. I've always stayed at home and cooked and washed and ironed and sewed—there have been long hours to think, you see. I've always planned systematically about Julian and Adrian. It isn't just chance that our living room has four very comfortable easy chair with a good light above each one. It's design. Sly, maybe, you'd call it. But I don't. I have tried to make the boys so comfortable at home that they can't find anything to equal home any place else. I bought leather chairs for the boys so that they can put their feet up in the seats if they choose. It may not be a gentlemanly way to sit with one's toes curled beneath one but I never nag them. I let them sit as they choose—as they would sit if they hung about the community house, for example. It wasn't by chance that I fitted up that little science laboratory for them in the basement where they can have their micro-projector throwing its huge reflections of infinitesimal vinegar eels on the white sheet that all the other boys can see. I like to have boys come in here. I always have the cooky jar filled and make doughnut men now and again to please the boys who seem to like those no matter how old they are. No, I don't think my boys are sissies or that I am making them so. If I have done that, it has been through too much thought about them—"

"Oh, they're not really, Neysa! I was just angry for the moment and let that slip out."

"You must have thought it often to let it slip, then," said Neysa smoothly.

"I haven't thought it," said Adele honestly. "I—well, maybe I've sort of hoped that they get to be sissies. You've always taken so much trouble for them and with the hand about them that maybe I've just sort of hoped everything would not be well in the end. Nasty, that, isn't it? But I'm honest, Neysa. I've always been honest at any rate. I

think boys are a great nuisance around the house underfoot all the time. I certainly do. And it doesn't hurt them one bit to get out and see the big world. Does it?" she insisted as Neysa remained silent.

"Oh, I've no objection to girls or boys seeing the big world as you term it—providing they see it under some sort of supervision. It's turning children loose without any supervision, without any restrictions at all that seems bad to me. Pointless. When boys are adult, they'll go where they choose but they have an objective then. If no other objective, they'll certainly be busy enough earning a living. That is enough to keep them out of mischief. While they are in the process of growing, though, I can see no possible objection to making things easy and pleasant enough at home so they'll want to stay there. The yard is big enough for exercise and they always have gymnasium work at school. But we could—and have—argued this thing for years without getting any place.

"Just the same, I think it's taking an unfair advantage to get them stay-at-home gifts." Adele rose wearily. "Well, I've got to get ready for the party tonight. Queer how I was so anxious to go last week and now I'd as soon stay home and rest on the davenport. I wish we could afford a housemaid. It's just too much for any one woman to take care of her family and a house and try to be a society queen all at once."

To this Neysa said nothing. But after Adele had gone there was a troubled expression in Neysa's eyes, a fine drawing-together of the dark eyebrows. Adele thought so much more of those two tall sons of hers, Neysa thought silently, than Adele herself guessed. Adele, Neysa felt certain, let the boys 'run' because it was easier to do so. Deep in her heart though, Adele adored those boys.

It was weeks later, almost at the time of Commencement in fact, that Adele burst in one morning with anxious eyes.

"Neysa, darling, I've someto tell you."

"Neysa smiled merrily. "My, it sounds thrilling. What is this 'something'?"

But there was no answering smile in Adele's blue eyes. Instead Neysa guessed rightly that tears stood there. "I—oh, Neysa, this is going to break your heart, but you—you may yet be able to do something to combat it—if you only know it. You've always swayed Julian & Adrian to stay at home because you wanted them to stay. Maybe you can sway them in this thing too. Julian and Adrian are planning—"

Neysa smiled. "They've told Phil and Richard, then?"

Adele lifted her white hand to push away her blond hair. "But this—this is something else. You won't smile over this. Your boys are planning—"

"—to become priests," said Neysa gently.

"You—you know? And you—you don't — care? demanded Adele in astonishment. "But, Neysa, my dear! If they do that —you—why, what will you do?"

"What will I do? Be glad, my dear. Thankful," said Neysa softly. "Yes, thankful to think that they will be so happy, so well-situated in life—and permanently so."

Adele sighed. "Well, for all we've been friends and neighbors these many years, I surely must admit I don't understand you at all. It seems that we are strangers, Neysa. People from far ends of the world, meeting for the first time. To speak of priests being well-situated; what is there well-situated about that?"

"They guide the parish, they are looked up to. They are good men," said Neysa softly, her eyes alighted with some inner joy. "Ah, yes, I have much to be thankful for. Much? Everything."

Adele rose to her feet. "I lay awake half the night wondering how to break this dreadful news to you, my dear. The boys told

Look In This Mirror

"**The daily paper is meant** for Christian, Jew and Pagan. **Its purpose is not to make men better, but to pile up shining gold.**" No home ever grew closer to God by reading a daily newspaper and no child ever grew Christlike by perusing its columns.

That such an irregular outsider is taken into the family is explained only because it carries the news of the day, the sports, etc. It is read and supported with an almost frenzied faithfulness.

"**The Catholic paper is left to drag on by itself.** It has no cause to advance save that of God's; it strikes at Mammon instead of fawning before it; it is the **standard-bearer** of the Church Militant; it leads all the forces of righteousness in a day of semi-paganism. You'll fight for its right to exist, for its right to teach the doctrines of the Church; you'll pay tribute to it for defending you, for standing guard; yet you are content to **watch** it battle on alone. In other words, your lips are opened to its praise, yet your pocket is closed to its support.

"If you are a weakling in religion, cowering in a land so rich in Catholic ancestry, we do not expect much of you in the way of aiding anything belonging to the Church. But if your religion is the greatest factor in your life, if you are animated by the Faith of your fathers, then we confidently expect you to support YOUR defender in the cause of Christ."

Lord, make me an instrument of Thy PEACE;
Where there is hatred, let me sow LOVE;
Where there is injury, PARDON;
Where there is doubt, FAITH;
Where there is despair, HOPE;
Where there is darkness, LIGHT;
And where there is sadness, JOY.

(St. Francis of Assisi).

—B.

---

me at bedtime last night. They thought little or nothing of it. But I feared that you might take it very, very hard. I figured that this was the result of your keeping them at home so much. I feared that you would think of it, blame yourself poignantly. And now, instead, I learn that you are—glad. Why, if my boys wanted to be priests, I could not bear to — to lose them so!" Her voice broke.

"Lose them?" echoed Neysa. "But I shan't lose my boys. They aren't going to be prisoners, you know. I'll see them — see them as frequently, probably, as if they married and went to far parts of the country."

Julian and Adrian had been in training for some months when Adele suddenly ran into Neysa's back yard one morning when the sun was getting high.

"You—you haven't had your radio 'on' this morning, Neysa?" asked Adele.

Neysa shook her head. "I've been transplanting the things out here that need transplanting. If you'd like a nice little clump of sage, Adele, I have a beautiful piece that really ought to be pulled away from the parent — why, Adele, my dear — you're — you're not — crying?" Neysa jumped to her feet and pulled off the old loose leather glove that had been her husband's. She tipped Adele's white face upwards by the tip of Adele's chin. "What—oh, what is it?"

"The radio announced this morning that war has been declared," said Adele dully. "Well, I heard it and it crossed my mind that the boys—that—if war kept up another year or two — you know—Phil and Richard might be — called. But I kept telling myself, 'Well, with all these new contraptions and inventions, war can't last long. It can't.' That was because I wanted to think that, you know. And just now—just now Phil phoned from the recruiting office. They've both joined up for immediate, active service. If I'd guessed they might want to go I could have managed to get them into training school but they don't want that. They want—they want to go."

"And you're proud of them for wanting to go," said Neysa firmly.

"Proud, yes, but I—I'm afraid they'll be killed — or worse — gassed. If they come back — " here she swallowed miserably, "if they come back they may be hopeless wrecks, Neysa."

They were both silent for a moment. Neysa, with all her tact, could think of nothing to reply to this.

"And the worst was this," wept Adele softly, "Richard said into the phone, "Don't keep Phil now, Moms. They're lining up the men in the outer room. There's no use trying to keep Phil — now! You've never wanted to keep either of us — before. You always pushed us out to see Life, Moms. Well, this will be Life, Moms. Life and maybe death — a glorious death, Moms — ' then I could hear no more. Someone was sounding the bugle call and the boys both just said carelessly, 'Goodbye, Moms — we'll write' and that — that's all, Neysa. That's all. They're gone. You kept your boys home, Neysa, and now they will be home — nearby, at any rate—always. And my boys — well, it was true. I sent them out to see Life and now they're going to see Life and maybe Death. To a mother, Neysa, death is death and whether it's glorious or not makes scant difference. My boys—my two boys —" Adele's sobs shook her.

Nor was there much to say. It was all so true. Words would be idle, Neysa knew. The only words that came, Neysa could not find it in her heart to say. But to herself as they walked sorrowfully to the house Neysa kept saying over and over, "As ye sow, so shall ye reap."

And in Neysa's mind was a picture of her two splendid sons who were even now beginning—glorious LIFE!

A little girl went timidly into the store and asked the clerk how many shoe-strings she could get for five cents. "How long do you want them?" he asked. "I want them to keep," was the answer, in a tone of slight surprise.

ON THE EVE OF EMBARKATION







We believe that Canada can, on the whole, be proud of her young men who have answered the call to the colours. We realize that our young men of to-day are just as chivalrous and made of pretty well the same fibre as the young men of former times. If at times we are inclined to question the honor and moral integrity of some of these men in uniform, we must remember that the uniform and the conditions of army life do not offset the base tendencies of human nature. We condemn the general moral laxity and dpravity usually associated with the condition sof war; we regret that many of our young men are not as faithful servants of God as they are of their country.

It is gratifying to relate these lats impressions of a soldier leaving Canada to take up the challenge. We trust that there are many young men, even in these days, who are fired not only with the lofty ideal of duty to our country but also with that of duty to God and a Christian concept of life. —(The Ed.)

All these letters in front of me are the fruits of my efforts in the last few hours—they are my last letters to my parents, relatives and friends, the nearest and dearest of that which I am now leaving.

Thousands of others have travelled this same way before me and, half-reproachingly, I wonder if they too were so thorough in their farewell. And the casual attitude of those hundreds with me to-night seems to condemn my attitude.

But soon I am leaving Canada and all it has come to mean for me in the last few days. I am thinking again of the past years but only a few things seem important now: all else is vague and forgotten. I will not tell my mother that I am thinking of that little rascal who used to hang onto her apron and beg, whine, or tug for that loving response, that is only mother's for she would recognize her son again even through this guise of manhood; and I will not tell my father of how I felt about his firm guiding hand; nor my brother and sister of our childhood days, but I am thinking to-night of all this, living it all again in these last brief moments. This was our beginning but we haven't changed much in the years that followed, when God shaped us further for our place in life, as my parents watched, prayed for us, and denied no sacrifice. Today I am prepared for battle in distant lands but I am not leaving them for they stand before the creator to answer for me, and, through Him they are with me still.

I am thinking also of my native land, the soil in which our lives were formed, by the grace of God, to what they are. This cosmo-politan of races and religions was my vineyard, my playground, from which I drew the riches that are mine today and the happiness that will brighten darker hours. I have seen these people, brought from many lands, by the providence of God, worshipping Him in their own creed, and I have known their inner selves. I have seen them lend their beauty of thought and tradition to the building of a great people and have known their tears in sacrifice of folly and prejudice, a part of themselves none the less, in the scope of this wider understanding. In them I have seen the hand of God moulding man to His own image and likeness and I saw how great was the glory of God.

Today there are those who would try to tamper with His work; infringe upon His glory; and defy Him by the brute force of arms. To the millions in our battle-line there is a rare privilege, a divine call to champion the freedom to serve our God. We may come back to share this freedom with you; some of us will be the ransom for this freedom; but you must not stop to mourn us, you must continue to cherish those high ideals, the true values of life, in your homes throughout the land we died for.

And there will come to your shores others, from war-torn Europe and other lands. Take them into your midst as you were once welcomed and teach them also this freedom, the only true freedom. In time you will have died to yourselves and Christ will shine forth in you. Then we shall be with you again, one with our God and His Saints, whose glory we have known even here below—in moments such as this.

An Appeal to Catholic Mothers

By Fr. J. Walliser, O.M.I.

Has your child ever been sick? Have you ever waited anxiously by the bedside of your infant son? Have you ever prayed, on bended knees, and with tears in your eyes, for God to cool his fevered brow? If you have, then you will have a real understanding for the anxiety that is the daily lot of our Holy Mother the Church. Then you will listen to this appeal, and, at the earliest opportunity, hasten to do your little bit for the salvation of souls in that part of His vineyard which you are destined to cultivate.

When you watched the light play on the features of your infant son, have you ever wondered what the future held in store for him? Have you perhape wondered if he would one day be a priest of God? Or have you sadly chased the thought from your mind, because you were too poor to ever think of paying for the long years of studies such a career entailed? "It would be the happiest day of my life," you have perhaps said to yourself, "if I could one day see my son ascend the altar, and hold His Body on high for me to adore. I would then indeed be like Mary, the Mather of God. I would have a share in all his baptisms, and Masses, as well as in all the good works he would perform."

If, however, you shake your head and say, "It is all an idle dream. It cannot be. We will never be able to scrape together enough money.", do not be discouraged. Have you never heard about the MISSIONARY ASSOCIATION OF MARY IMMACULATE? If you have not, then I beg of you to carefully read this article to its conclusion, and you will again begin to dream that wonderful dream.

The Missionary Association of Mary immaculate is a world-wide association embracing all the Oblate Fathers and Brothers in every land, together with thousands of lay members from every walk of life. The purpose of this association is to help support all the institutions under the control and care of the Oblates, and particularly the Oblate missions in pagan lands. Its main function is the support and training of young men as priests and missionaries.

Are you too poor to finance the education of your son for the priesthood? Or, if you have no son of your own, would you like to help, even in a little way, towards the education of another 'altar Christus'. 'another Christ'? Every mother, every father, all and every child in your family can help toward the education of a priest, by enrolling in the Missionary Association of Mary Immaculate. Then perhaps your dream, or another mother's dream may one day be realized, in seeing her son ascend to the altar, or laboring in some mission field for the salvation of souls.

But perhaps it is difficult to become a member in this Association? Not at all. The conditions are so simple that everyone can help, whilst at the same time participating in the numerous benefits conferred by such membership.

Conditions For Membership

1. to recite three Hail Marys once a day for the missions.
2. to give a monthly alms (5c) for the work of the Oblate missions and vocations.

Privileges Conferred On Members

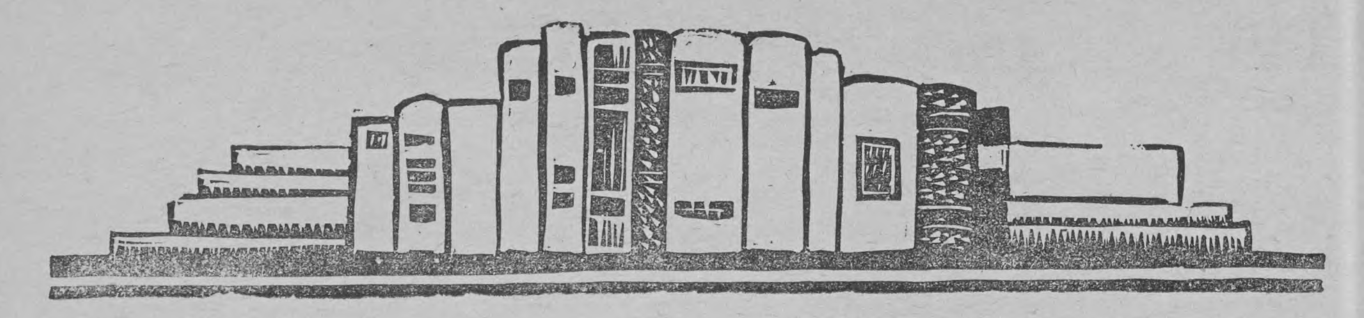
1. Plenary indulgences may be gained
   - (a) on the day of reception.
   - (b) on every first Friday of the manth.
   - (c) On the following feasts: Pentecost, Purification, Annunciation, Assumption, Nativity, and Immaculate Conception, St. Joseph and Patronage of St. Joseph, Sts. Peter and Paul.
   - (d) At the hour of death (under the usual conditions).
2. Partial Indulgences of 300 once a day for every act of charity done in favor of the Oblate missions; 300 days each time an Associate enrolls a new member.
3. Every day one Holy Mass for all members, living and dead; in addition, two Holy Masses are said daily in Rome for all members, two Holy Masses are said each month for the Promoters, both living and dead. All members have a share, both in life and after death, in all the blessings of more than 2000 Holy Masses, of all the prayers and good works of the Oblates throughout the whole world.

Important Notice

Deceased Relatives and Friends may be enrolled in the Register of Benefactors of the Association by making an annual offering in their name.

(Continued on page 54)

Have you ever heard about the Missionary Association of Mary Immaculate? If you have not, read this article to its conclusion.



It May Interest You......

A LAWYER'S ROSARY

A very interesting story is told of a New York lawyer who stated: "I have a tiny Rosary which fits sngly in my hand, and it is my greatest help 'mid the hustle and bustle of the business world. Every morning on my way to the office or to the court I say my beads, and among the thousands that brush elbows with me not one knows that I am talking to my Heavenly Mother. I have won more cases by saying a Rosary a day than all the knowledge gleaned from my library of law books could have gained for me."

The words of thi sman certainly show us that success in life is not entirely resting on our own shoulders. If Marshal Foch, while holding in his hand the doom or deliverance of thousands of men, could slip away to say a Rosary, certainly no man, however busy he may be, can claim exemption from this holy practice.—New Freeman.

———o———

One of the greatest tributes ever paid a dog was the place given to "Caesar" in the funeral procession of King Edward VII of Great Britain in 1910. This little wire-haired terrier, the King's favorite pet, was allowed to march behind his master's casket, taking precedence over nine kings and nearly all the princess of the earth.

*

Among the thousands of war souvenirs in London's Imperial War Museum, one of unusual interest is the "little cupboard from Le Cateau." For almost four years an English soldier hid in this cupboard in a house occupied by German soldiers, his food being brought to him secretly by the Frenchwoman who lived there.

*

The world's most luxurious residence is the "Palace of the Winds" in Jaipur City, India. This great marble building, which cost the maharajah $50,000,000, contains every known device tfor comfort and pleasure, including musical instruments attached to each of the 3462 windows so that they sing when the wind blows through them.

*

The most abhorred caste in India today is a group that is so "untouchable" that the very sight of a member, at any distance, is considered to be very polluting. Consequently they are not allowed to leave their huts, or even look out of their windows, during daylight for fear someone might see them.

*

One of the most romantic memorials in the world today is the "Fountain of Tears" in Bakhchiserai, Russia. Erected by a Tartar ruler to express his grief at the death of a captive Polish princess, it has "shed a tear" — a drop of water — once every minute for the past 300 years.

The most stupendous deception in history was played on Catherin II of Russia in 1787 when she sailed down the Dnieper River to see her new territory. To preclude her disappointment in the barren country, her ministers lined the banks with thriving towns and farms — all painted on wood and canvas, and peopled with extras decked out in peasant finery who constantly traveled ahead to greet the credulous Empress upon her arrival. The same herd of cattle also preceded her into every mock settlement during the 1800-mile journey.

*

There are at least 235,000,000 persons in the world who do not comment on the weather each day. They are the Mohammedans, who never remark about the day's atmospheric conditions lest they appear to criticize Allah's arrangements.

*

A century ago in England, Friday was considered such an unlucky day that the Admiralty decided to refute the superstition with the building of a "Friday" ship. Friday was the day her keel was laid, and the day she was launched. Friday was her name, and the name of her captain. Friday was the day she started on her maiden voyage. And she was never heard from again.

*

Expert breeders of prize mice now are able to produce them in a variety of colors such as red, blue, and tan, lilac, fawn, champagne, chinchilla, black and tan, silver gray and sable.

The Vocation of the Priesthood

By Rev. Fr. Jos. Schneider, O.M.I.

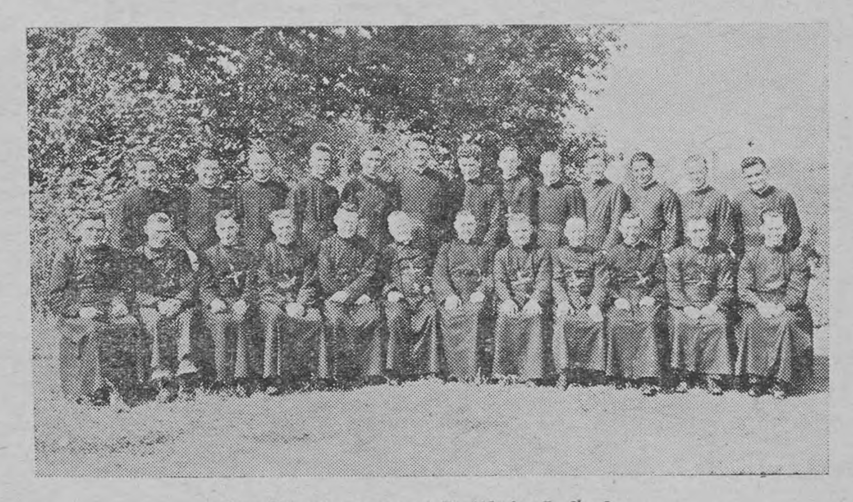
There has always been a cry for more priests. Heathen lands could absorb a hundred thousand; the actual number is 16, 000. There is also a great demand for priests in France. According to reports from that country, pastors take care of as many as 17 parishes. This means that many tragic tales could be told. The tale of the last priest at a place; of his fatal disease and death. The tale of his funeral after which the sanctuary light had to be extinguished and the rectory locked because there was no substitute for the deceased servant of God. The present war takes another toll from amongst the ranks of the European clergy; de-christianized governments force them more and more into the line of fire.

What about the supply of priests for Canada? French Canadians, owing to their thoroughly Catholic traditions in school and family education, provide the Church with abundant recruits. Our Oblate novitiates in the East could not consider all applications for admission; so great has been the rush to the priesthood in these last years. In Western Canada, the situation is rather precarious. We are in such need of apostolic labourers!

Considering the various dioceses, we see that there is an unusual number of parishes in the hands of religious orders and congregations. The number of diocesan clergy is by far too small.

Even religious Orders cannot fully administer to the needs of those committed to their care. For lack of membership, they must confine their zeal to the most necessary work. The result is that certain districts have Mass but once every 3 or 5 weeks; the result is religious undernourishment. Furthermore, a substantial number of the Western clergy has come from abroad. This influx will stop; for post-war Europe will be at a loss to provide her own priests.

Should not these considerations be a powerful challenge to us to open up a recruiting campaign for the priesthood? Parents must do their share. Without exerting undue pressure on their boys they could greatly encourage them: "How glad wouldn't I be to see my Johnny at the altar, some day!" Our Catholic teachers could single out gifted young men and advise them to become priests. Pastors could choose them from among their mass-servers and direct them to seminaries. All Catholic men and women should fast and pray on the regular Ember days for efficient spiritual leaders; for from experience they know that as the sheperd is, so is the flock.



Our Theologeans at Battleford, Sask.

Once a young man has decided upon the clerical state, he will receive a 7 years training and formation in knowledge, manners and character, in a theological institution. Every year will be for him a year of probation as well as of preparation. At least once a month the professors in charge of the candidates, will, at a joint meeting, give an account of their moral and scientific progress, and report to the higher authorities. And, if, after such a prolonged and painstaking scrutiny, they are at last admitted to receive the Holy Orders, they are really "called" i.e., they are officially declared to have the necessary qualifications for an honorable discharge of all the sublime duties and functions of the priesthood.

But what about the financial side of the problem? In the old country theological studies used to be as costly as any regular University course for surgeons and professors. Over here, it is a comparatively easy job. As a rule, the attendance at public high school up to grade XII is required: in addition to that a Second Year Arts course must be made which includes a more thorough and finishing course in Latin. The remaining 6—7 years revolve about ecclesiastical university subjects, either in some diocesan seminary or

at the higher institute of a Religious Order. Now everybody knows what educational facilities our own young men enjoy even in country places. As to the cost of a theological training of their boys, our parents will meet with the most sympathetic understanding of Bishops. The latter usually insist upon partial contributions; the balance to be paid once the candidate has been ordained and has received a position in the diocese. In our religious Orders, the Seminary course is entirely free, because of the vow of poverty which the student is bound to make and by which he pledges himself to turn over to the congregation all eventual earnings of his later life.

Two outstanding characteristics ought to mark a priestly career. The first is natural and supernatural wisdom which enables to judge, and give sound aggressive leadership and to master difficult situations. The other is goodness, a Christlike heroism in love for God and men. It shows itself by unceasing kindness, friendliness, affability, helpfulness, zeal. A combination of these characteristics, is according to the best authorities, the essence and acme of true education. If a priest excells in them, the heartfelt sympathy, admiration and confidence of the people, will be his.

Rather long and thorny is the road that leads to the Altar. On the other hand, ordination day is the greatest reward. Only when a young man can once be active at the altar, on the pulpit and in the confessional as surgeon advisor and father of souls, it dawns upon him what the priestly office really means. Rivers of life-giving grace pour out from his sacred person and scores of people who are fond of divine truth and salvation are highly thankful for it.

Is it not touching to read of the affection shown famous Father Morice O.M.I. by Indians of the Babine tribe in northern B.C.? Upon his return among them, after a long absence, an Indian said to him: "See how my eyes are red and my face emaciated. My eyes got red through weeping for you; my face thinned out, because I lost appetite and could not eat after you had left us."

A similar scene is reported from the annals of St. Augustine. On the 6th of October 426 he addressed his people at Hippo in the Cathedral of Peace: "Brethren, I have grown old (he was 72) . . . So I thought I would put Heraclius, the priest, before you and proclaim him my successor." The audience shouted: "Deo gratias" and "Praised be Jesus Christ". And turning their eyes to the Crucifix they prayed: "Christ. hear us; save our Augustine for us!" Then addressing the venerable prelate Augustine, they entreated him: "Remain Thou our father and our bishop." Augustine replied: "I need not speak to you about the qualifications of my chosen one. Great is his prudence and all credit is due to his humility." The crowd, at last, consented to his wishes: "Deo gratias. Thy will be done. Let Heraclius be our bishop; but thou remainest our father!"

Magnificent testimonies of public attachment to the priesthood! They could easily be multiplied.

Shouldn't they be strong enough to urge our young men up unto the holy mountain of God? A priest's duties are many. He is expected to be a learned man, a speaker, a musician. What commands universal respect, is his Christlike way in discharging all of them.

An Appeal to Cath. Mothers

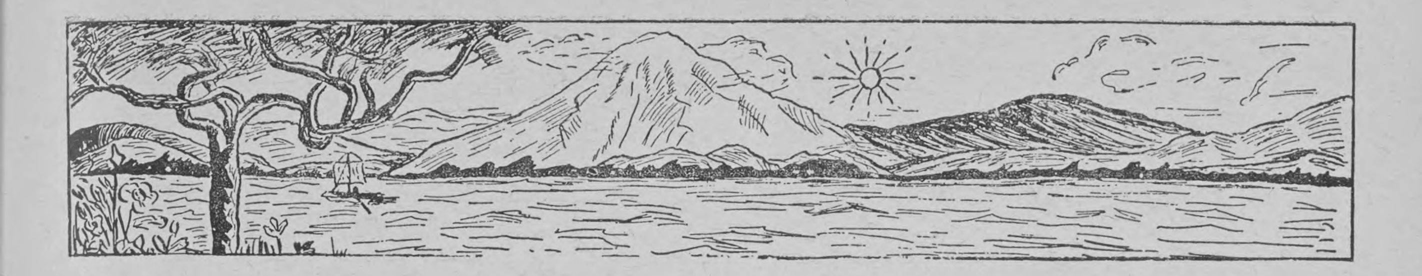
(Continued from page 51)

(Perpetual Restration. $5.00). This will secure for them a remembrance in the prayers and Holy Mases of the Oblates of Mary Immaculate.

Our Holy Mother the Church is today in sore need of priests. We appeal to your generosity to help alleviate this shortage by enrolling in the Association, so that by your alms, and prayers, you may contribute toward the education of some mother's son to the priesthood. If you desire further information, all you need to do is write a little note, and address it to:

The Rev. Director of the Missionary Association of M.I.,
922-24 Victoria Ave.,
Regina Sask.

A negro chauffeur was haled into court for running down a pedestrian. "Yo' honah," said the darky, "I did the bes' I could to warn de gennulman; I tried to blow de horn, but it wouldn't work." "Then" said the judge, "why didn't you slow down rather than to run over him?" A light seemed to dawn upon the culprit, for he explained: "Why, jedge, dat sho' is one on me. I never thought of that."



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

THE STORY SO FAR:

Diana Voyne, a successful novelist, is in California, preparing a story for the films. For some years she has been seperated from her husband, Prescott Peters, during which time the latter has been in various parts of South America trying to agitate political revolts. Failing at this, he decides to return to the United States, but not before he has helped to save the life of a workman in Lima and made himself a popular hero. Prescott's return to America is also influenced by the fact that his only son, twelve-year-old Michael, has recently been kidnaped. In gratitude for his heroism in Lima, Prescott is provided with free plane transportation to Miami by the Peruvian Government. Back in the United States, he loses no time in starting for California to see his wife.

Michael stared at his companion. He had a sudden premonition that Pablo was not really sick, that he had sensed his own anger at the curtailment of their walk, and that now . . . now was the time to act! Not quite knowing what he did, he let go of Pablo's hand threw his whole body against the man whom he now hated. The impact caught the latter off balance and with a curse he rolled backwards into the sage brush.

"Quick, Pablo, run! yelled Michael. "He's lost his gun!"

The little Mexican lost no time. He disappeared up the path toward the brook with amazing speed, and Michael followed as best he could. What lay beyond the brook neither boy knew, but it was a matter of life and death that they find out at once. Michael did not dare look back. If Bill should ever catch up with them . . . But he did not think of that, not even when a shot whizzed by his head, and another and another, as he hurled the brook and plunged headlong into the dense tangle of bushes on the other side.

"Oh, dear God, don't let him catch us!" he prayed.

For what seemed an eternity, Michael struggled through the trees and undergrowth, afraid to call out to Pablo who had completely disappeared from sight, afraid to look backwards for fear of meeting his captors. By now, he knew, Mr. Simpson would be aware of their escape. He would have joined Bill and the two would be combing the countryside, as much as they dared, for their prey.

THE minutes passed, and turned into hours. As the faint winter sunlight disappeared over the hills, Michael shivered. He was lost, quite lost, in this wilderness of rock and canyon. He no longer was fearful of being discovered by Bill or Mr. Simpson, but he wished he could find Pablo. Supposing his friend had really been sick? Supposing he really had had a pain in his side? It was cold out here in the wilderness, and as night deepened the fog would grow worse. He was grateful for the heavy jacket he wore, but what about Pablo? And how could either of them live without food?

"Pablo!" he cried. Pa —bl—o!" But there was no answer.

Mechanically Michael continued pushing on through the scrub growth. Once he thought he heard an airplane motor circling overhead but later he knew he was mistaken. The night was completely without sound. There was not a bird or animal stirring. Not a light shone in the wild country about him, and presently the fog was so thick that he could go no farther.

"God, don't let me be lost forever! And don't let me go walking in a circle like people do in books," he said. Then, because he was tired beyond words, and it was impossible to see where he was going, he threw himself down in the bushes. He was hungry. His clothes were torn from the brambles and his face and hands cut in a hundred places. But at least he had escaped from Bill and Mr. Simpson. They would never find him tonight, here in this dripping wilderness. And they probably would never find Pablo, either.

HOW long he slept, Michael did not know, but he was suddenly awakened by the sound of a plane's roaring motors directly overhead. For a moment he was too dazed to understand where

he was, or what had happened. He was chilled to the bone and the wet fog was still thick about him. But as he sat up stiffly in the sagebrush, his ears told him that a plane was not far away, indeed, that it was coming to earth with terrific speed. Suddenly the vibration of the motors ceased, but the whole air was filled with a curious throbbing as a great shadow hurtled over his head. The next instant there was a terrific crash.

To Micheal the silence that followed was particularly terrifying. What had happened? What was the plane doing, up here in the hills, so far away from its regular course, His first instinct was to take his leaden feet and run. But where? Where could he go, in the soft white fog that still enveloped the whole world?

"Oh, God!" whispered the boy. "Oh, God, what's hapened?"

He listened again, but there was no sound.

Gingerly he raised himself above the level of the dripping bushes and looked around. There was nothing but silence. Yet a moment ago here had been life and motion. A giant shape had come out of the mist and disappeared in the direction to his left. What had happened?

CHAPTER XIII

THE strong sunlight was a blessing, Diana thought, as she mechanically went about the business of cutting a bouquet of sweet peas for the dining room. The warmth that rolled out of California's January sky, the scent of flowers blooming in the clean country air, served as an antidote to the chill fear that had been flooding her heart for over two months. Michael! Was she never to see him again? Had her only son been murdered by the kidnappers? She brushed the thought aside, as practise had long taught her to do, and concentrated on choosing only white and mauve sweet peas.

"Maybe today there will be some news," she told herself resolutely.

"He just can't have .... disappeared!"

She thought, too, of poor Mrs. Silva, the little Mexican woman who was Pablo's mother. She was quite ill, Elizabeth had reported yesterday. Diana made a mental note that she must go and visit the poor soul that afternoon Of course there was nothing one could do. Mrs. Silva had a heart condition, and Pablo's disappearance had caused her to have a series of severe attacks. The boy was her favorite and she did not care to live without him.

Diana was too absorbed to note that a dusty sedan with a New York license plate was turning into the driveway. She was on the way to the house with her flowers before she saw a familiar figure standing on the porch.

"Hugh!"

Hugh Clay was ready for her amazement, her sudden tears, he flood of words that tumbled out of a choking throat.

"Suprised, Diana? I am myself. But I just decided on a trip last week, and it was to see you I wanted most."

THEY went into the library and Hugh seated himself in a deep armchair. His white hair was rumpled, his face was sun-burned from the long trip. He was tired, but it was not of himself that he was thinking.

"Tell me about everything," he said. "Diana, even if things look bad, we musn't give up hope. I . . . I feel certain Michael's all right, and that he'll be back one of these days."

Diana had regained her composure. Two red spots burned in either cheek, setting off the whiteness of her face. Her blue eyes were alive with an eagerness that had been missing for weeks. Now, as her gaze held the vision of the man before her, some of the chill that had been upon her vanished.

"It was all in the papers, Hugh," she told him quietly. He and Pablo Silva, the little Mexican boy whose father is a gardener over at the Johnson estate, went up into the canyon to play. Elizabeth fixed them a lunch, and they left early in the morning. I had to go to the studio early for a story conference, so I . . . I never saw them again."

"Hugh nodded. "And the ransom note came two days later?"

"That's right. Whoever the kidnappers were, they wanted a hundred thousand dollars in cash. It was to be left at a certain place up in the hills — near what is supposed to be a pirates cave. The boys had gone there that morning to play."

"And the money was left?"

"Of course it was left. Michael is worth something to the studio, Hugh. They were working on a picture when . . . when he was taken. They were more than glad to furnish the money. But the men never came. I suppose the police frightened

them. I don't know. The whole thing is just too fantastic to believe sometimes."

The house seemed suddenly cold to Diana. She shivered and got to her feet. "Come on outside," she said abruptly.. "It's so good to have you here, Hugh. Besides, I want to hear all the news. It's been over a year since I saw you."

HUGH CLAY followed where Diana led, and presently was sitting on the sunny porch. Before him lay the valley of San Jacinto, dun-colored and placid in the golden noon-day heat. An occassional splotch of dark green marked the vast walnut groves of the Johnson estate. Somewhere back of those groves, in the wild arid land of the canyons that radiated out from the valley itself, little Michael Peters had been kidnapped. Hugh let his eyes take in the innocent landscape, and then cast a swift glance at Diana. He wondered if she had heard the latest about Prescott. Did she know of the incident in Lima which had made him into something of a hero? He had read something about it while passing through Chicago. There had been a little more when he had reached Tuscon. Hugh found it difficult to think of Prescott home in the United States. What would he be like, now that his ideas had missed fire in South America?

Diana seemed to read his thoughts. "Prescott's back," she announced simply. "I understand he's coming here, Hugh. I thought I'd tell you before you told me."

"He'll be a changed man, Diana. The things that have happened to him can't have helped leaving their mark. When do you expect him?"

"No special time. I seem to learn everything from the reporters. There are usually two or three of them who come out each day. One of them told me yesterday Prescott was taking a special plane. That might mean he'd be here today. Hugh, will you think me crazy if I say I'll be glad to see him in spite of everything?"

The man shook his head. "No, because I happen to know you loved him, Diana. Why I can't understand, but that's the way it was. Incidently, there's one thing I want to know. I read something about it in the papers. That small iron box the F.B.I. men found up there in the canyon. Was that anything important? Was it Michael's or the other lad's?"

Diana stopped. For the rest of her life she felt thing that's come out of the whole mess, Hugh. It seems the boy's must have found it in the cave when they went exploring that day. Anyway, it had their fingerprints all over it and when the police opened it, they found a diary—three hundred years old or so. It's worth a fortune, written by some old Spaniard who'd drifted up here from Mexico. If I had anything to say about it, I want the Silva family to have the money it's worth. Michael, poor kid, was earning quite a figure in

his own name, but Pablo's people are poor, and his mother's been very sick . . . "

Diana stopped. for the rest of her life she felt that she would never hear a telephone ring without that frightening thumping in her heart.

Hugh! It's the phone! I never let Elizabeth answer, because it just might . . . oh, Hugh wait for me! I'll be right back!"

When Diana returned, Hugh knew something had happened. The radiance in her face was something to match the sunlight that flooded the valley beneath. Good news at last! "They've been found!" she cried. "Oh Hugh, it seems too impossible! Michael's all right! He's—they say it's only about a hundred miles away. Oh God! It's like a miracle! A plane crashed some place, and there was a fire and someone came and found . . . Hugh, can you believe it?

She was shaking like a leaf, half-crying, and half-laughing. The strain of all these weeks was over her at last.

"I believe it, my dear. Who was it who called?"

"Some man. The sheriff some place. I talked to two or three people. Oh, Hugh, you've got to come with me! They're sending a car out from the city. I guess the police out there know all about it, too. Oh I don't know what to do, what to say . . . "

"Sit down a minute," Hugh suggested kindly. "We can't do much until the police come. And it isn't wise to get yourself all upset. After all, you want to be feeling all right when you see the boy. You must be calm for his sake, Diana."

He knew the words were lame in themselves, but they had the desired effect. Diana sank limply into the chair beside him. She had grown thin, he thought, and her face was older. Now she looked all of her forty-four years. And as he watched her he wondered. What would she do when Prescott returned? Would she really take up her married life again. Did she have a chance for happiness with the man who had brought her so much sorrow?

"Hugh do you hear anything?"

Diana was suddenly on her feet and was scanning the sunny valley below the house.

"It's a car !" she announced excitedly. "And it's coming like mad!"

It took four hours to traverse the rough road that wound into the hills. A police inspector and two detectives sat in the front, while Diana, Hugh and Miguel Silva, Pablo's father, lurched periously in the back. Diana was talkative and silent by turns. Occasionally she wept, overcome with the thought that perhaps it was not Michael who had been found after all. Yet the man on the other end of the phone had described the boy. More than that, he had declared that the youngster insisted he was Michael Peters, and that his companion was Pablo Silva.

"Don't worry, Mrs. Peters," said inspector Daniels for the hundredth time. "There just can't be any mistake about this."

Miguel Silva agreed. He had had a dream last night, he said. His Pablo had come to him, smiling and happy, and had given him a silver dollar. This very noon his wife, Carmencita, had taken a turn for the better. Ah, yes. It was the end of misfortune. The Holy **Virgin's** prayers had triumphed. The two boys would soon be home.

"We shall light the candles at the Mission," Miguel announced gravely. "In thanks for this fine fortune, there shall be many prayers to God for His goodness. Carmencita has promised the same. **Senora,** you have promised much to the good God also?"

Diana shook her head. "No Miguel. I haven't promised anything. You see, I'm not a Catholic, and I don't know much about prayers and candles and things like this."

In the twilight, that was now rapidly descending, Miguel made a hasty sign of the Cross. His black eyes were somber.

"It is not right, **Senora,** to forget to thank God for his good things. You must do something—even something very small. It is the only way."

Diana pressed Hugh's hand in her's. "I'd like to do something," she said, in a choked voice. "Something really big!"

The tiresome journey progressed. Occasionally Diana closed her eyes, only to open them again excitedly. Were they getting near the place? How much longer before they saw Michael?

"We're only a couple of miles away, I should judge," the Inspector told her. "They'll send a car out to meet us. And by the way Mrs. Peters, perhaps you've noticed how secretly this whole thing has been handled. Well, it's for a reason. We don't want any publicity until the whole thing's done with. No reporters, no crowds, nothing, until we've got the boys home. You see, there's more to the whole business than meets the eye."

"You mean the plane crash?" put in Hugh.

"Exactly."

"It wasn't a regular commercial ship, then?"

"From what we can make out, no. There seems to have been only the pilot and one passenger. As soon as we can . . . "

But the words were cut short by a cry from Diana. "There's a man coming down that side path on a horse!" she exclaimed. "Oh, Hugh! We must be nearly there!"

The men in the front seat peered into the twilight. Then Inspector Daniels sounded his horn with eminent satisfaction. "It's Bill Jeffrey," he said. "He's Sheriff Johnson's deputy. This must be the end of the trail, friends. He's been sent out to meet us . . ."

As long as she lived, Diana would always remember Michael's radiant face as he came running to meet her. In the sharp glow of the car's head-

lights she clasped him to her heart.

"Michael! You're all right? You're well? Oh, my baby! To think what you've been through!"

The boy was as excited as his mother. "How long is it?" he wanted to know. "It's more than two months, isn't it Mother? Pablo says it's not, but I tried to keep track . . . "

Seeing through the blur of tears, Diana walked toward a small white house, with a neat fence about its garden. Everyone was talking, Pablo and his father in loud, excited Spanish, the detectives and Hugh in a conference with Sheriff Johnson. Michael waved a hand.

"That's Sheriff Johson's house, mother. Pablo and I have been there since this morning. Oh, but you're going to have a big surprise when we get there. Something has happened that you'll never believe in a million years."

He was just as he had always been, thought Diana. Oh thank God for it all!

"What's the surprise, dear?" she asked, but she did not really care. Nothing mattered now except that her only son was back with her again. And then suddenly Michael stopped in his tracks. His face looked up at her, pale and excited in the darkness.

"Father's in there with both his legs broken," he said slowly. "It was his plane that crashed up in the hills last night, and set the fire. You're going in to see him, aren't you Mother?"

Prescott was in the house? The world seemed to tumble about Diana's ears as she stood there, in the pungent twilight, with her boy.

CHAPTER XIV

THE big house was quiet, yet there was an undercurrent of tension. Two doctors had come out from Los Angeles to confer about Prescott. Diana had had a few words with them. It seemed impossible what they said was true.

"Hugh, he's not going to get better."

"I know, my dear."

"The pilot was killed and Prescott . . . oh, I don't know! It's something about internal injuries . . . his lungs are crushed, and heaven knows what else!"

Hugh Clay said nothing, but led Diana into the big living room. A fire was roaring in the grate, its flames casting grotesque shadows on the ceiling and walls. It was only four o'clock in the afternoon, but already a damp mist was rising from the valley. Twilight had descended an hour ago, and in the distance Elizabeth could be heard preparing for dinner in the kitchen.

"I suppose Michael knows about his father?"

Diana nodded. She was so tired from the tragic happenings of the last few weeks, but in her misery she could be glad about her son. At least he had been returned to her safely. And as she pondered the fact, her gray eyes sought the man's face beside her.

"Hugh, it's almost too strange to believe, but if Prescott's plane hadn't crashed, I know the boys wouldn't have been found. They'd wandered all through that hill country until they died of starvation . . . or froze. But as it was, Sheriff Johnson saw the flames, and well . . . you know the rest."

Hugh Clay nodded. The whole affair was stranger than any fiction. In his own way, Prescott Peters had made up to his son for some of the hardships and misunderstanding of former years. Yet as Diana said, it was almost too fantastic to be credible.

"Can Prescott have any visitors, Diana?" he asked suddenly. "In a way it seems to me that someone ought to be with him."

"They chased me out an hour ago, Hugh. Maybe, though, I could run upstairs again. You must not think it strange, my not sitting by his bed, crying my eyes out. But I'm so tired, . . . and what is there I can do?"

"Nothing my dear. But supposing I took a chance at it? After all, I know Prescott well. They could let me see him for a minute. Here, you lie down on the couch for a while and get some rest. I'll be down in a jiffy."

Diana sank back in the pillows. The flames from the burning logs were shooting blue and orange daggers at the ceiling. It made her dizzy to see them. Slowly she closed her eyes, and succumbed into a sudden sleep. Maybe it was wrong not to be with her husband, but she was so tired . . . and now that Michael was back . . . safe . . . never to be taken from her again . . .

THE starched white nurse eyed Hugh Clay dubiously, then pushed open the door. It would be all right for him to see Mr. Peters for five minutes. Dr. Anderson had left the house for a brief walk; Dr. Leith was having a light lunch downstairs. But they would both be back shortly.

"Thanks," said Hugh briefly. "I won't disturb the patient."

The sick room was dark, but a shaded night light cast a feeble ray in one corner. Hugh crossed

silently to the bed, and stood looking down at the dying man. The accident had left Prescott's face unmarked, and the high white forehead, the hooked nose, the heavy beetling eyebrows, yes, they were the same as ever. Although it had been years since he had laid eyes on Prescott Peters, Hugh could detect little change in him now. Thinner, perhaps. And the thick mane of black hair was graying at the temples, yes. But otherwise, no change. Only the fact that the room was filled with the sound of labored breathing brought home to the watching man that Diana's husband, Michael's father was desperately ill.

"Well?" said a deep, strangely resonant voice suddenly, "Did you want something?"

Hugh Clay started. He had thought Prescott unconscious. But now the startling black eyes were staring up at him from the pillow, the thin mouth was set in a questioning line. Hugh fumbled for the right word.

"You mustn't talk," he whispered cautiously. "I didn't think you'd know me, Prescott, otherwise I'd never have come up."

The thin fingers were twisted curiously on the coverlet, but the mouth lost none of its arrogance. It smiled now, a peculiar twisted smile.

"Thought you'd like to gloat over me a bit I suppose. Well, go ahead. It can't hurt me now. I know I've been a bloody piker and that the game is up. My wife and my boy have always given you first place. Well, don't let them down, my friend, now that there's a bit of clear sailing for you."

THE glittering eyes closed again, and the room was silent. Hugh Clay stood like one petrified, looking down at the man on the bed. What had Prescott been saying? What was behind all the pain and bitterness? He had made a motion to tiptoe from the room, but the black eyes opened again.

"Wait a minute. I've something I want to say to you."

"Yes?"

"I thought I was right, Hugh. In the beginning, I thought I was right to believe in the things I talked about and wrote about. I — I wanted to do something for the struggling people in the world, the poor, who haven't a chance in any nations government. I thought perhaps I could be sort of — of leader . . . "

In the corner, the night gave off a feeble radiance. The white curtains at the window billowed fitfully in a sudden breeze. Hugh Clay looked about him fearfully. It was not right that Prescott should be talking like this, wasting his strength. He had promised the nurse . . .

"Don't ring the bell, I told you I had something to say."

Abruptly Hugh withdrew his hand. "All right," he whispered reassuringly. "I'm listening."

"I'm going to tell you something, my friend. There's someone in this room I've been unfair to. I never gave him a chance. Now I've got to do something about it. I've got to make peace with him before I die. Oh, don't look so frightened. I'm not delirious, even with the pain."

"Of course you're not," Hugh replied soothingly, but his ears strained to catch the sound of the nurse returning, or the doctors. Why in the world had he been fool enough to come up to the room in the first place? Why had he given way to stupid curiosity?

" Do you know who it is I've been unfair to? Who's here in this room with us?" Hugh shook his head. "God," said Prescott solemnly. "I always denied his existence. Now I know I was wrong. And don't think I'm raving. I've thought a lot about God, ever since the day I helped to save a poor fellow's life down in Lima."

Gratefully Hugh realized that the door had opened and the nurse had come in. Now he could go.

"Mr. Peters . . . he's been talking too much, nurse. I'm afraid I shouldn't have come."

The young woman in white surveyed him coldly, and Hugh, backing toward the open door, made his escape into the light and warmth of the hall. He must find Diana at once.

But it was Michael he met first. The boy apparently had been standing on the stairs, in easy range of voices in the sick room. Now he surveyed the older man curiously.

"Is it time, Hugh? Does father really believe in God now?"

"So he says, son. You probably heard him just now, as well as I."

"Does anybody else know?"

"I can't say. Here, where are you going?"

Michael turned briefly, his hand on the bannister. "Pedro's waiting," he said. He's going out to the Mission to light a candle and I'm going along. Matthew will watch out for us. Elizabeth told him to."

The fair-haired boy went quickly down the stairs. Hugh stood thoughtfully under the bright hall light. He had a feeling that the whole world was turning upside down, and that never again would life be the same.

MICHAEL knelt beside his little Mexican friend, watching the bright flickering of the large white candle. High above him, in a niche in the wall, the Virgin of Guadalupe looked down benignly on the two small worshipers in the old Mission. In a back pew, safeguard against future kidnapings, Matthew sat patiently. He had little use for statues and candle lighting at shrines himself, but if the Mexican had made a promise to light a candle because of his return from danger, it was all right with him.

(To be continued)

Missions and Retreats

A principal object of the Oblate Work is the conversion of the heathen. Such is the express statement of their Holy Rule; and the letter of the rule is applied in regular practice. An Oblate's application to work in heathen lands, is given preference. It is the realization of their primary ambition and slogan: Pauperes evangelizantur; that the poor be evangelized.

The first purpose of the Oblate Work, however is to preach the Gospel to the poor of the homeland. This ideal called the Oblate Congregation into existence.

It was in 1816, twenty seven years after the outbreak of the French Revolution. Confusion and Apostasy reigned supreme in the land. How could the nation's religious and moral havoc be undone? How could the rights of Christ and His Church be reestablished? How could Divine Fire be rekindled in human hearts? There was but one answer to all these questions: revivals; missions and more missions!

The idea took root in the mind of Ven. Eugene de Mazenod. To multiply himself and his zeal, he gathered priests and clerics about him. With Crucifix in hand, they set out to reconquer France for God. To convents and seminaries they went to enlist the support for their God-inspired plan. They then went out to cities and country places to break the bread of the Divine Truth even in the idiom and dialect of the country-side, to feed the hungry masses of a godless generation.

Gradually the Oblates carried this noble work to all civilized nations on the Globe.

They came to Canada and the United States. Hardly had they taken root on the American soil, when they singled out a goodly number of their members for missions and retreats.

This type of Apostolate requires special gifts and inclinations. It calls for good health and oratorical skill, as well as for a good deal of personal labour and training. Solid virtue is imperative. Missions are given in very poor places; there is little material compensation. The missionary sometimes spends his nights in a poor flat, under a rickety roof, in uncomfortable surroundings. Grateful ovations and the gratitude of the people can threaten his humility. And yet, our missionaries steadfastly uphold the traditions of the Founder and the early Fathers to vie with other religious bodies to carry to the forefront of the world, the banner of Christ Our King and Savior. It is with the deepest emotion that they recall their glorious accomplishments.

Ever-ready to serve, they did not shirk or shun any offer. Whether called upon to stir up a large Metropolis like Paris or Vienna or a lowly mountain hamlet, they always tried to walk in the footsteps of the Master. And they did their very best. In this connection we need but recall the noteable efforts of Rev. Father Laufer O.M.I. : Many old timers of the west, remember his heart-stirring mission sermons; even the more remindful are they of his singular method of saying his Way of the Cross. Without book in hand, he walked from station to station raising up his eyes and arms to the suffering Lord. With a loud voice he poured out his touching devotion to the Lamb of God. Tear-dimmed eyes and sobbing accompanied his comments on the Passion.

Younger members of our Regina Oblate-Province, look back with pride at the brilliant achievements of such models in

THE MAN BEHIND THE SMILE

I don't know how he is on creeds,
I never heard him say;
But he's got a smile that fits his face
And he wears it every day.

If things go wrong he don't complain—
Just tries to see the joke;
He's always finding little ways
Of helping other folk.

He sees the good in everyone,
Their faults he never mentions;
He has a lot of confidence
In people's good intentions.

No matter if the sky is grey,
You get his point of view;
And the clouds begin to scatter
And the sun comes breaking through.

You'll know him if you meet him,
And you'll find it worth your while;
To cultivate the friendship of
The Man Behind the Smile.

the home mission field. The radius of their activity covers all of the western Provinces, from the Peace River down to the International Boundary. Often their work reaches even farther south,—to the Dakotas, to Minnesota, to Wisconsin and various other States, toiling hand in hand with their U.S.A. Confreres. They preach Triduums, 40 hour Devotions, missions which last from 5 to 10 days or even from 3-4 weeks, to meet the spiritual needs of adolescents, grown-ups and children. They conduct retreats for priests, nuns and religious brotherhoods. They adapt themselves to their special needs and circumstances. They use the language which is best suited to bring home the lessons of Faith and good living; hence the use of the mother tongue. At times, sermons are given in Polish, German, French and English because of the congregations of various racial origins. What is the aim and purpose of these spiritual crusades? Their sole purpose is to convert souls from a tepid and sinful past. They strive to impart new hope, courage and resoluteness for the future. Their endeavor is to lead souls up the heavenly ladder, by the triumph of holy love and through a faithful imitation of Christ and His Saints. In a word, their purpose is, to give a new outlook on life and a hunger for higher things.

All these benefits are obtained by an overpowering presentation of the totality of divine revelation in its every angle and aspect. The prayers and mortifications of women and children, the persuasion and good example of valiant men and the zealous cooperation of the local clergy, do the rest.

After the solemn close of the exercises, the missionary feels tired; but what is sweeter than to be somewhat exhausted for God's sake. And what is more elevating than to witness the precious tears of joy when the Te Deum is sung to thank God for the heavenly gifts He has bestowed. Never indeed do humans seem happier than after a well-spent mission or retreat.

J. S., O.M.I.

Interesting

100 Years Ago in the United States

There was not a public library in the United States.

Almost all furniture was imported from England.

An old copper mine in Connecticut was used as a prison.

There was only one hat factory and it made cocked hats.

Every gentleman wore a queue and powdered his hair.

Crockery plates were objected to because they dulled the knives.

Two stagecoaches bore all the travel between New York and Boston.

A day laborer considered himself well paid with two shillings a day.

The whipping post and pillory were still standing in Boston and New York.

Buttons were scarce and expensive, and the trousers were fastened with pegs or lace.

Leather breeches, a checked shirt, a red flannel jacket and a cocked hat formed the dress of the real artisan.

Beef, pork, salt fish, potatoes and himony were the staple diet all the year around.

—Quoted in "Nat. Glass Budget."

As dates grow only on female date palms, there are often as many as a thousand female trees to one male tree in the date groves of Arabia. The female trees are artificially fertilized by the natives, who climb up to their tops and shake pollen over their blossoms.

*

As criminals, like other people, are creatures of habit and specialization, the records of Scotland Yard are not only indexed under various kinds of crime but also under the technique employed by various criminals. The method in which a house is entered or set on fire, a burglar alarm cut, a dog killed, narrow down the number of suspects to a mere handful.

*

The most important invention-discovery made on this earth was not the use of fire, the wheel, or writing, but the discovery of the function of the seeds of plants. It resulted in agriculture and freed mankind from the constant search for food.

In the Philippine Islands, nearly all farming is done to music. The musicians follow the workers in the fields and play for them while they work and sing. All their movements are in rhythm with the music, thus making them the only group of farm hands in the world who go about their work like a Broadway chorus.

That Misprint

The typographical error is a
slippery thing and sly;
You can hunt till you are dizzy,
but it somehow will get by.
Till the forms are off the presses,
it is strange how still it keeps;
It shrinks down into a corner
and it never stirs or peeps,
That typographical error, too
small for human eyes,
Till the ink is on the paper, when
it grows to mountain size.
The boss, he stares with horror,
then he grabs his hair and groans;
The copy reader drops his head
upon his hands and moans.
The remainder of the issue may
be clean as clean can be,
But that typographical error is
the only thing you see.

? THE QUESTION BOX ?

The interest taken, in the past, in the Question Box has been very gratifying. We hope that we have been instrumental in spreading at least a few grains of truth in the minds of thoughtful Catholics. The question asked are a sign of the lively interest in Catholic faith and practices. To ask questions means to think, and to think about it you must have an interest in a subject. The submission of your problems to the Question Box is the best indication of your interest in Catholic life and belief. We invite our readers to submit regularly to the Question Box; they will thereby not only have their own doubts and difficulties solved but will help stimulate Catholic faith in others. We would like to draw attention to the fact that not all questions and answers can be published; questions of personal nature will be answered only by letter; other questions are of such a nature that no definite reply can be given.

To illustrate the variety and intricacy of questions asked we quote Father Quiz of the "Oblate World."

Funniest question: "Why do firemen wear red suspenders?"

Silliest question: "If I wear false teeth, does that break my fast?"

Hardest question: "How long may I retain a temptation before it becomes a sin?"

Trickiest question: "At what time does mid-night come?"

Most innocent question: "Do nuns eat like other people?"

Oddest question: "Should a girl of twenty marry a man of fourty?"

Typical question: "Why don't priests marry?"

Why is it wrong for young people to read "True Stories" Is it a sin to read "True Stories" frequently?

It is not necessarily always wrong to read True Stories, depending on the nature of the story and the harm to the individual. These stories even if they do not directly attack Christian teaching they at least undermine it. They are written for a commercial purpose. They appeal not to the intelligence and judgement but to the emotions and the imagination. They take for granted that man has no spiritual nature or destination. Therefore they do not constitute wholesome food for the mind. A person who reads them regularly exposes himself to the danger of undermining his moral principles and Christian ideals.

Have parents the right to object to a Catholic boy or girl being married to a non-Catholic?

Catholic parents have the serious obligation to educate and prepare their children not only for happiness in this world but also for their happiness in eternal life. Parents who object to their children marrying non-catholics show solicitude for their spiritual welfare. Experience shows that in mixed marriages Catholics are exposed to the weakening and loss of their faith. Parents have not only the right but also the obligation to object to their children being married to non-catholics.

Is it wrong for a couple to leave the dance hall, during the dance, to sit out in the car or go for a walk?

Such conduct is decidedly sad and extremely tragic in the results.

Secondly, no respectable young man would dare ask his girl friend to do this because people will come to but one conclusion, and no respectable young man would thus harm her reputation.

A young man and his girl friend have been out together to some public amusement. Having taken her home he insists on a kiss. Should she allow this?

The question asked cannot be answered in as many words. The problem might be thus presented: is such a behavior a proximate occasion of sin? In other words, such behavior might very easily lead to further familiarities, which might in turn lead to a sin against the sixth commandment. If this is the case, she must not allow it. The problem is a delicate one. For a more complete answer ask your pastor. In general, avoid anything that broad-minded but respectable and God-fearing persons would disprove of.

Is it wrong for a respectable Catholic girl to go out with protestant boys, when there are no respectable Catholic boys to go with.

First of all, we must ask ourselves if it is true that there are no respectable Catholic boys to go out with. Good God-fearing parents who have grown-up sons or daughters will find ways and means to have them meet fellow Catholics, at social events or other permitted functions.

Secondly, the experience of the Church with mixed marriages is most sad and tragic. By far the greater percentage of such marriages leads to the loss of faith of the Catholic party and consequently to the loss of Faith of the future generations resulting from a mixed marriage. The Church is definitely against such marriages. Company keeping ultimately ends in marriage. Sound advice is: do not keep company with any person whom you could not afford to marry should you fall in love with that person. God and your faith come first.

Why is it wrong to neck and kiss without any intention of getting married?

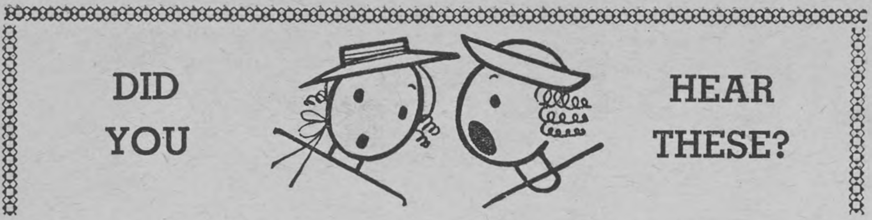
Such familiarities are, according to the laws of nature, the first step to marriage. Persons who exclude marriage have no right to this. Moreover such marks of affection so easily given or obtained merely for the asking, cheapen a person.

Who is this Judge Rutherford, and was he a real judge?

He is the successor of Paster Russell as leader of a fantastic movement whose fanatic apostles call themselves witnesses of Jehovah. He was a court reporter at Boonville, Mo. where he succeeded in getting a license to practise as lawyer. In the absence of the regular judge lawyers presided over the court for a day. Mr. Rutherford got this chance four times. Other lawyers reject the title of 'Judge' but not Mr. R. who prefers to masquerade under a title to which he has no claim.

Recently my Protestant friend asked me why I prefer to be a Catholic rather than a Protestant. What would have been my best answer?

Many answers might have been given. For example. 1) I must serve God as He commands, and that is the Catholic way, e.g., Christ said: "Unless you eat the flesh of the Son of man, etc." which is Holy Communion. 2) The Catholic Church is the only one that says exactly what to believe and do, and satisfies all the soul's requirements. 3) Protestantism came sixteen centuries too late to be the religion given by Christ and it has no consistent doctrine. 4) It can be proved historically that the Catholic Church alone goes all the way back to Christ, and inherited Christ's promise to be with her till the end of time. World War and persecutions may stamp out other forms of religion, but never the Catholic Church.



Kindly Old Lady: " My poor man, was there no one to stretch out a hand to you?"
Ex-Convict: "Yes mum, that's how they got me."

"I understand your wife came from a fine old family."
" 'Came' is hardly the word. She brought it with her."

Who commands in your home?
We share it; my wife bosses the servants and the children and I attend to the goldfish.

Her Father: "So you wish to marry my daughter. What are your financial prospects?"
Her Suitor (eagerly): "I don't know, sir. Er—please tell me."

Joe: "How come you go steady with Eloise?"
Hal: "She's different from the other girls."
Joe: "How is that?"
Hal: "She is the only girl who will go with me."

Doctor: "So your husband talks in his sleep, does he? Oh! we'll soon remedy that."
Mrs. Jones: "Er — I suppose, doctor, that you couldn't do anything to make him speak more distinctly?"

Battered Pugilist (between rounds)—I ain't meself tonight."
Second—No, and wot's more, yer beginnin' to look different.

* * *

Drummer—Yes, old man, I'm the fastest man in the world.
Violinist—How come?
Drummer—Time flies, doesn't it? Well, I beat time.

"How's your wife getting along with her driving, Abe?"
"She took a turn for the worst last week, Moe."

* * *

First Wife—I told my husband about these gowns that are selling for a song.
Second Wife — What did he say?
First Wife—He said if I expected him to supply the notes I'd better change my tune.

* * *

Dictionary Salesman — Your wife will welcome the opportunity the use new and expressive words.
Hubby—Nope. She may be a woman of few words, but boy, how she uses them.

* * *

The climbers were about to tackle a difficult stretch in the Lake district. The leader, turning to the novice of the party, said, "You're green to this job, aren't you?"
"Am I said?" said the beginner with a glance at the rockface. "I feel pure white."

* * *

"My husband tells me that the other men at the club consider Mr. Browne quite a raconteur."
"Rubbish! He doesn't drink any more than the rest of them."

* * *

Youth — Am I the only man who ever kissed you?
Girl Friend—Why will every man ask a girl that same question?

* * *

"Little boy, it makes me sick at heart to see you smoking."
"Well, missus, it seems to catch me more in de stummick."

Phyllis: "Jack has placed his heart in my keeping."
Doris: "Well, you had better be careful with it. He told me last week that I had broken it."

BUY MORE WAR SAVING CERTIFICATES

Our boys can take the War to the enemy, if we back them up with ships, tanks and guns. But that takes money.

Help your Government to put the tools of war into the hands of our soldiers by purchasing War Savings Stamps and Certificates.

Help our boys on the fighting fronts wherever they may be. Buy War Savings Certificates as an investment for yourself and your country.

Canadian War Certificates are the quickest way in which you can both serve your country and conserve your earnings.

The full faith and credit of the Canadian Government is pledged for payment of both principal and interest on these Stamps and Certificates.



Enlist Your Savings in National Victory.

Something NEW* AND IMPROVED!

Special EXPORT BEER

* Yes, friends, "SPECIAL EXPORT" is the result of a NEW TECHNIQUE IN BREWING, developed exclusively by our brewmaster. The famous formula remains unchanged but you get new, improved flavor and fragrance—smoother, more delicious, more refreshing beer—and every bottle is exactly the same!

NOW... MORE THAN EVER... IT WILL PAY YOU TO

Switch to Special EXPORT-NOW GREATLY IMPROVED

DREWRYS REGINA LTD., REGINA, SASK.

S40-42

Support Our Advertisers



Please Support Our Advertisers



Buy More War Saving Certificates